

die kleine Weltbühne

Eine Zeitschrift des AStA der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg mit Artikeln von und für Studierende



Angebote des AStA

Sozialberatung

Ihr könnt euch mit allen Anliegen zunächst an uns wenden, ganz egal ob es sich um Fragen der Studienfinanzierung, Studienorganisation, um eine alternative Studienberatung oder dringende Notlagen handelt. Seid ihr euch nicht sicher, ob ihr finanzielle Ansprüche etwa beim BAföG, Wohngeld oder bei Sozialleistungen geltend machen könnt, ermitteln wir mit euch zusammen alle notwendigen Fakten. Unsere Schwerpunkte sind:

- BAföG
- Studium und Hartz IV
- Probleme mit Bachelor/Master
- Probleme im Studium, auch bei Gremienarbeit
- Studienbeiträge/-gebühren, sowie
- Darlehen zur Überbrückung kurzzeitiger finanzieller Engpässe und
- Studieren mit Kind

mail soziales@asta-oldenburg.de
web www.asta-oldenburg.de/
soziales
fon 0441/ 798-3104

Probleme in Gremien

Werdet ihr als Vertreter in einem Gremium nicht ernst genommen? Werdet ihr in einem Gremium unter Druck gesetzt, den Mund zu halten? Habt ihr Fragen, was ihr in einem Gremium alles machen dürft und alles machen könnt? Dann seid ihr hier genau richtig – denn das kommt öfter vor, als ihr vielleicht denkt. Im AStA gibt es eine Beratung für alle diese Fragen. Wir kümmern uns im Detail unter anderem um:

- Informationen zu den rechtlichen Grundlagen der Hochschulpolitik
- Informationen zu den daraus resultierenden Möglichkeiten in den Gremien der Uni
- Hilfe bei akuten Problemen in Gremien
- Hilfe dabei, sich gegen autoritäre Strukturen und autoritäres Gehabe von anderen Gremienmitgliedern zu wehren

web asta-oldenburg.de/beratung/
interne-hochschulpolitik/
mail internehochschulpolitik@
asta-oldenburg.de

Semesterticket-erstattung

Unter bestimmten Umständen kannst du dir den Semesterticket-Beitrag erstatten lassen. Näheres dazu:

web asta-oldenburg.de/beratung/
semesterticket-erstattung
Das Antragsformular findest du unter
asta-oldenburg.de/infos/formulare/
Den Antrag und die Unterlagen kannst du
auch als PDF per Mail einreichen:
mail semesterticket-erstattung@
asta-oldenburg.de
Sprechstunden siehe
asta-oldenburg.de
/beratungszeiten

Alle aktuellen Beratungszeiten



[www.asta-oldenburg.de/
/beratungszeiten](http://www.asta-oldenburg.de/beratungszeiten)

Probleme im Studium

Probleme mit dem Immatrikulationsamt oder dem Prüfungsamt? Wird deine Prüfungsordnung nicht eingehalten? Hast du Problem mit aktiver Teilnahme oder Anwesenheitskontrollen? Wir kümmern uns auch im Detail um:

- alle Probleme mit dem Prüfungs- und Immatrikulationsamt
- Fragen zur Rückmeldung, Immatrikulation, Exmatrikulation
- Bewerbungsprobleme
- Studiengangwechsel
- Anwesenheitskontrollen
- Aktive Teilnahme
- Plagiate
- überfüllte Räume
- Praktika

web asta-oldenburg.de/beratung/
interne-hochschulpolitik/
mail internehochschulpolitik@
asta-oldenburg.de

Fahrradselbsthilfeworkstatt

Hygienemaßnahmen:

Maske, einzelne Arbeitsplätze, es können maximal 3 Personen gleichzeitig den Raum nutzen

fon 0441 798 2950 erreichbar
Mo, Di & Do 14-16/ Mi 10-12
web asta-oldenburg.de/angebote/
fahrradwerkstatt
mail fahrradselbsthilfe@
asta-oldenburg.de

AStA-Verleih

Ihr wollt mit eurer Fachschaft grillen? Euch fehlen noch Bierzeltgarnituren für die nächste Veranstaltung? Oder ein Bolllerwagen für den Transport? Kein Problem! Der AStA bietet Studierenden unkompliziert und gegen Kautions eine Vielzahl an Equipment für verschiedene auf dem Campus stattfindende Events. Genaueres und Formular auf unserer Webseite:

web asta-oldenburg.de/angebote/
verleih
mail verleih@asta-oldenburg.de

Computerwerkstatt

Die Computerwerkstatt des AStA versteht sich als Anlaufstelle bei Problemen mit Geräten (Laptops, Computern, Smartphones, etc.). Hier bekommst du fachkundige Beratung und Hilfe zur Reparatur oder kannst auch einen Laptop ausleihen, falls deiner gar nicht mehr anspringt. Außerdem nehmen wir auch Spenden alter Laptops und funktionierender Computerteile entgegen, die wir dann für Reparaturen nutzen oder an gute Zwecke spenden. Kontaktiert uns via Mail oder schaut auf unserer Webseite nach der aktuellen Sprechstundenzzeit:

mail computerwerkstatt@
asta-oldenburg.de
web asta-oldenburg.de/angebote/
computerwerkstatt

Vorwort

Im Sommer feierte Die kleine Weltbühne ihr fünfjähriges Jubiläum. Seit mehr als fünf Jahren gibt es diese Publikation - zur Hochschulpolitik, zu wissenschaftlichen und akademischen Themen und zu weitergehenden kulturellen und künstlerischen Debatten. Der Ausstellung zum fünfjährigen Bestehen in den Räumen des ehemaligen Buchladens haben wir auch einen kleinen Rückblick in dieser Ausgabe gewidmet.

Inhaltlich ist diese fokussiert auf die Psychoanalyse. Wer dieses Wort hört, wird wohl unweigerlich eine bestimmte Vorstellung dazu mitbringen, durch die Darstellung dieser in Filmen und Büchern oder eine Variante der Psychoanalyse, wie sie immer einmal in verschiedenen Forschungsrichtungen genannt wird. Unter Psychoanalyse muss dabei eine Verschachtelung verstanden werden – aus Therapieform, Theorie individueller und gesellschaftlicher Psyche wie auch eine Erklärung alltäglicher Erlebnisse.

Dieser Interdisziplinarität haben wir durch eine Bandbreite an Artikeln Rechnung getragen. Wir wollten einmal grundlegend wissen, wie die Situation der Psychoanalyse an den Unis momentan eigentlich aussieht. Dazu haben wir unter anderem über eine aktuelle Petition zur Psychoanalyse an der Universität Frankfurt am Main recherchiert und uns die Lage an der Uni Oldenburg diesbezüglich angesehen.

In einem weiteren Artikel geht es um die Erfahrung einer Studentin, die eine Psychoanalyse beginnen wollte – denn einen Platz zu bekommen ist alles andere als einfach. Über wichtige Entscheidungen und den Irrweg bis zur Therapie lest ihr ab Seite 24.

Nicht wenige Studierende zögern bei dieser Frage schon im Vorfeld, nämlich bei der Frage, ob sie eine solche Therapie überhaupt in Anspruch nehmen sollen oder ob sie davon beruflichen Schaden nehmen. Ob da etwas dran ist klären wir mit dem Leiter der Psychosozialen Beratung, Dr. Wilfried Schumann.

Außerhalb des Themenschwerpunkts haben wir unter anderem ein Gespräch mit Dr. Rudolf Leiprecht geführt, der seine Professur in der Pädagogik dieses Semester aufgrund von Änderungen des Studiums nicht verlängert hat.

Die Ergebnisse von einem Comicworkshop und verschiedene Fotostrecken machen den kreativen Teil der Ausgabe aus.

Viel Spaß bei der Lektüre!

Ulrich Mathias Gerr

Redaktion Die kleine Weltbühne

INHALTSVERZEICHNIS

02

Angebote AStA

03

Vorwort

05

Toiletten zum Tode

06

Psychotherapie
&
Verbeamtung

08

Comic I

10

Psychoanalyse
an den
Universitäten

16

Fotos von
Dominik
Unbehagen

18

Mythos &
Aufklärung der
Psychoanalyse

22

Persephonyx

24

Eine
Psychoanalyse
beginnen

26

Das kleine
Weltjubiläum

28

Interview:
Journal of Unsolved
Questions

32

Comic II

34

Interview
mit Prof. Dr. Rudolf
Leiprecht

38

Punkrock
Academy

40

Interview
mit der Hochschul-
gastronomie

41

Statement des
AStAs zu den Protes-
ten im Iran

42

Comicworkshop

43

Gegen den Strom

44

Termine
Impressum

Toiletten zum Tode

Es gibt eine bekannte Rick & Morty-Folge, in der es um den besten Platz im ganzen Universum für eine Toilette geht. Genauer gesagt die perfekte Aussicht während eines Stuhlgangs, für die der exzentrische Wissenschaftler Rick einen Platz am Waldrand eines abgelegenen Planeten findet, mit Ausblick auf einen wunderschönen Sternennebel. Die Frage nach einem solchen perfekten Platz für eine Toilette könnte man nun als irre Idee des Drehbuchschreibers Dan Harmon erklären, als verrückte Story einer an verrückten Stories wahrlich nicht armen Serie. Die dahinterstehenden Vorstellungen könnte man aber auch darauf befragen, was der Wunsch des schönsten Platzes noch für den profanen Stuhlgang eigentlich ausdrückt.

Um sich der Frage zu nähern, sei an ein Konzept Sigmund Freuds erinnert. Dass in der frühkindlichen Entwicklung ein bestimmtes Verhältnis zu Exkrementen aufgebaut und den Stuhlgang begleitende anale Erfahrungen gemacht werden, ist die Erkenntnis der Freudschen Theorie der so genannten analen Phase. In dieser Phase, die zwischen der anfänglichen oralen und der späteren phallischen Phase steht, macht das Kind die Erfahrung, dass es den Stuhlgang zurückhalten kann und dass das dann endlich erfolgte Ausscheiden einen Lustgewinn bedeutet. Diese scheinbar banale Fähigkeit des Menschen führt nun dieser Theorie zufolge zur Ausbildung ganz bestimmter Persönlichkeitsmerkmale. Das, was das Kind in dieser Phase lernt, ist zum einen ein Triebverzicht, weil es der unmittelbaren Neigung entgegenstehend Kontrolle über sein körperliches Bedürfnis ausüben lernt. Außerdem fällt in diese Phase auch das Erlernen bestimmter Praktiken von Reinlichkeit und das Tabu, mit dem eigenen Kot zu spielen, was ebenfalls etwas ist, was Kinder erst einmal lernen müssen. Anale Charaktere sind demzufolge solche Personen, bei denen Verhaltensweisen dominant ausgeprägt sind, die auf Reinlichkeit, auf Kontrolle und Triebverzicht zielen.

In einer Anwendung der Theorie Freuds zur analen Phase und der damit verbundenen Charaktermerkmale entwickelte der Psychoanalytiker und kritische Philosoph Erich Fromm die These, dass gerade diese Merkmale - Kontrolle, Reinlichkeit und Verzicht - typische Charaktermerkmale im Bürgertum, insbesondere im protestantischen Bürgertum sind. Aus der letztlich alle Menschen betreffenden Beobachtung Freuds wird also eine historische These: in einer ganz bestimmten Epoche wird es wichtig, dass man gegen sein unmittelbares Bedürfnis handelt, und regelmäßig und sehr effektiv seiner Arbeit nachgeht, dass man das Geld, dass man auch für die direkte Erfüllung von Bedürfnissen einsetzen könnte, erst einmal lange Zeit investiert, dass man auf eine Art auf seine Gesundheit achtet, die zur Folge hat, dass man besonders effektiv bei den Tätigkeiten des Berufs ist. Die analen Charaktere sind also ein gut geeigneter Charaktertypus für die Anforderungen einer kapitalistischen Gesellschaft.

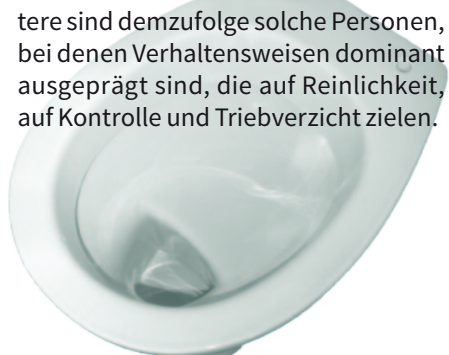
Noch einmal zugespitzt wurde der Versuch, diesen Charakterzug in einen historischen Kontext zu stellen, mit den "Studien zum autoritären Charakter", mit denen man versuchte zu untersuchen, wieso Menschen für den Faschismus offen sind. Anale Charaktere sind dieser Studie zufolge stärker für faschistische Tendenzen offen als andere Charaktertypen. Es geht nun nicht darum allen, die besonders sauber sind, Offenheit für Faschismus nachzuweisen. Es geht eher darum, bestimmte Muster in der Ausbildung von weit verbreiteten Formen von autoritärem Verhalten und ideologischen Vorstellungen zu untersuchen, um diese Muster erklären zu können. Die Vorstellung, dass man eine besondere Form von "sozialer Hygiene", also letztlich rassistischer Reinheit, zu praktizieren hätte, dass man Menschengruppen abwertet mit sprachlichen Bildern, wie jenes, dass diese Ungeziefer sind, oder dreckig und in jedem Fall inhuman, sind Indiz dafür, dass eine unbewusste Regression stattfindet, auf etwas, dass in der analen Phase der Kindheitsentwicklung passiert ist

Der bekannte slowenische Philosoph Slavoj Žižek hat dieses Verhältnis von bestimmten Sozialcharakteren zum Stuhlgang wohl aufgegriffen, als er einen mittlerweile berühmten Gedanken entwickelte. Žižek macht die unterschiedliche Gestaltung von Toiletten in unterschiedlichen Ländern zum Indiz einer bestimmten Mentalität und verband das sogar mit vorherrschenden philosophischen Strömungen in diesen Ländern. Während in Frankreich der Kot direkt im Abfluss verschwände und in England und den USA dieser ins Wasser fällt, landet er bei einem weit verbreiteten Toilettentypus, den es so offenbar nur in Deutschland gibt, auf einer Ablage, so dass man diesen noch genau inspizieren kann. Ein französischer Sozialtypus will die Fäkalien demnach "so schnell wie möglich loswerden", ein liberaler englischer ist geprägt von "einer pragmatischen Entscheidung, ihn als gewöhnlich zu behandeln und auf angemessene Weise zu entsorgen", während es in Deutschland eine "zweideutige kontemplative Faszination" gebe. Französische Aufklärung, englischer Pragmatismus und deutscher Konservatismus - letzter in seiner wortwörtlichen Rückgewandtheit

Was also heißt es für die Veränderungen dieser Sozialtypen und Ideologien, der nun von global erfolgreichen Serien geprägt ist wie im Fall von Rick & Morty, wenn hier noch eine Steigerung stattfindet und der Gestank und das Hässliche eines jeden Stuhlgang durch den schönsten Ort des Universums neutralisiert werden soll? Gibt es eine noch einmal zugenommene Entfremdung der Subjekte von ihren körperlichen, organischen Prozessen? Spricht das für eine weitere Verbreitung eines analen Charakters? Wie hat sich das in der globalen Pandemie und ihren oktroyierten Hygienepraktiken entwickelt? So ambivalent diesbezügliche Deutungen sein müssten, weil es sich vermutlich nicht um direkte Ableitungsverhältnisse handeln wird, so scharf lässt sich wohl mit dem Aphorismus "Gesundheit zum Tode" von Theodor W. Adorno vorwegnehmen:

**"Wo es am hellsten ist, herrschen
insgeheim die Fäkalien."**

Von Justus Merkur



“Der Mythos, dass man, sobald man etwas mit “Psycho” zu tun hat, dann raus ist, der existiert weiterhin.”

Wird man nicht verbeamtet, wenn man einmal eine Therapie gemacht hat?

Ein aufklärendes Gespräch mit Wilfried Schuman von der Psychosozialen Beratungsstelle

Unter Studierenden gibt es häufig Sorgen, dass sie, wenn sie sich einer Psychotherapie unterziehen, dann Probleme in ihrem späteren Arbeitsleben bekommen können. Besonders bei Lehramtsstudierenden ist die Vorstellung weit verbreitet, dass es dann Probleme mit der Verbeamtung geben könnte. Begegnen Ihnen diese Sorgen auch?

Das begegnet uns manchmal schon in dem Moment, wenn sich die Studierenden zu einem Gespräch bei uns anmelden. Einige vergewissern sich direkt, ob das, was wir hier tun, für sie später schädlich sein kann. Die Sorge ist, dass Daten und Aktenspuren entstehen könnten, die zukünftig, etwa bei einer Verbeamtung, für sie zum Nachteil werden. Hier können wir die Studierenden beruhigen, denn unsere Beratung ist keine Behandlung im Rahmen des Krankenkassensystems, demzufolge gibt es hier auch keine Krankheitsdiagnosen oder Krankenakten.

Stattdessen handelt es sich bei unserer psychologischen Beratung um einen Service, der eine Unterstützungsmöglichkeit bei persönlichen oder studienbezogenen Problemen während des Studiums bereitstellt. Die Wahrnehmung unseres Angebots ist insofern für spätere Bewerbungssituationen komplett unschädlich.

Tatsächlich kann es gut sein, dass Studierende, die dies nicht wissen, uns als Hilfe gar nicht erst in Erwägung ziehen, weil sie negative Folgen befürchten. Es gibt sowieso Gruppen, bei denen es Bedenken gibt gegenüber allem, was mit “Psycho” konnotiert ist – sie glauben, dass sie das meiden sollten, um sich ihre beruflichen Chancen nicht zu verbauen.

Wie stellt es sich dann in der Beratung selbst dar?

Die Sorge vor den späteren Folgen einer Psychotherapie begegnet uns insbesondere dann, wenn unsere Beratung mit der begrenzten Zahl von Terminen die wir anbieten können, nur ein erster Schritt ist, weil tiefergehende psychische Problematiken vorliegen, die einer längerfristigen Bearbeitung bedürfen. Die logische Konsequenz ist, darüber nachzudenken, wie man weiter machen kann. In der Regel geht es dann perspektivisch um Psychotherapie im Rahmen des Krankenkassensystems bei niedergelassenen Psychotherapeut:innen. Voraussetzung für eine solche Behandlung ist die Diagnose einer psychischen Störung mit Krankheitswert. In diesem Kontext ist es in der Beratung ganz oft Thema, was Studierende sich an Konsequenzen einhandeln, wenn sie sich in Psychotherapie begeben. Das trifft insbesondere diejenigen, die durch das, was sie studieren, die Verbeamtungsperspektive haben. Hier sind wir in der Situation, dass wir dazu keine sicheren und klaren Aussagen machen können, was ich sehr bedauere. Ich habe hierüber schon in früheren Jahren mit dem Kultusministerium korrespondiert, weil ich die Lage sehr unbefriedigend finde, denn es gibt sehr viel Verunsicherung gibt und keine klaren Kriterien, an denen man ablesen kann, wann die Inanspruchnahme einer Psychotherapie für die weitere Laufbahn kritisch ist und in welchen Fällen sie als unkritisch anzusehen ist. Da gibt es keine klare und sichere Antwort, keinen Kriterienkatalog und nichts, woran man sich jetzt definitiv orientieren kann. Es ist und bleibt eine Entscheidung der Amtsärzt:innen. Sie führen die entsprechende Untersu-

chung durch und geben dann grünes Licht oder nicht. Dadurch, dass es keine ganz genaue Regulierung gibt, existiert ein Spielraum, den man nicht so genau abschätzen kann.

Was man aber auf jeden Fall sagen kann: wenn man eine Psychotherapie im Krankenkassensystem macht, muss man damit rechnen, dass es bei Berufsunfähigkeitsversicherungen ein Thema und eine Schwierigkeit sein kann. Diese sind sehr darauf bedacht, mögliche Risiken auszuschalten. Sie sehen Psychotherapie als Risiko an. Ebenso kann es einem passieren, dass man bei der privaten Krankenversicherung höhere Beiträge zahlen muss. Diese Dinge stehen fest. Das muss man für sich kalkulieren.

Wie ist es bei der Verbeamtung selbst?

Die Lage bei den Verbeamtungen hat sich deutlich verbessert - durch höchstrichterliche Urteile aus den letzten Jahren. Früher war es tatsächlich so, dass die Amtsärzt:innen sagen konnten: eine Psychotherapie in der Vorgeschichte ist ein Hinweis, dass die Person ein Problem hat, bei dem eine hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass es wieder eine Erkrankung geben kann und dass der Beamtenjob dann nicht mehr durchgestanden wird. Dieses pauschale Vorgehen ist heutzutage nicht mehr möglich. Dadurch hat sich die Situation erheblich verbessert. Das muss man immer wieder in die Köpfe bringen. Der Mythos, dass man, sobald man etwas mit “Psycho” zu tun hat, raus ist, der existiert weiterhin. In dieser Krassheit stimmt er nicht. Heute ist die Lage so, dass Amtsärzt:innen, wenn sie jemanden vom Beamtenverhältnis ausschließen wollen, eine auf den Einzelfall bezogene begründete Prognose und Argumentation erstellen müssen,

weshalb sie glauben, dass in diesem Fall - bei genau dieser Person und in dieser Konstellation - eine hohe Wahrscheinlichkeit besteht, dass jemand nach kurzer Zeit im Beamtenverhältnis ausfallen wird, so dass es für den Staat ein zu hohes Risiko wird, auf diese Weise jemand an sich zu binden. Es geht also nicht einfach zu sagen: da war mal was. Das verbessert die Lage der Bewerberinnen und Bewerber erheblich, weil es die Hürde für eine Ablehnung höher. Insofern muss man dann individuell entscheiden, wie man selber das eigene Risiko bewertet. Häufig geht es ja bei einer Psychotherapie darum, eine punktuelle Lebenskrise oder eine Altlast aus der eigenen Biographie aufzuarbeiten. Das muss man ja auch in Rechnung stellen: Psychotherapie löst nicht selten Probleme und macht Menschen gesünder und fitter. Das ist in großer Zahl das Ergebnis. Deswegen werden die Amtsärzt:Innen heute in den meisten Fällen zum Ergebnis kommen, dass eine Psychotherapie in der Vorgeschichte kein Problem ist. Eine andere Situation liegt vor bei schweren psychischen Erkrankungen mit Chronifizierung und ständigen Rückfällen. Da wird man davon ausgehen müssen, dass dort eine Verbeamtung schwierig wird, weil ein schweres chronisches Leiden vorliegt, das sehr bald wieder auftreten kann. In diesen Fällen ist eine Verbeamtung wenig wahrscheinlich. Was man aber auch wissen muss, ist, dass man jenseits der Verbeamtung auch die Möglichkeit hat, als Angestellter beim Schuldienst zu arbeiten. Das ist ökonomisch ungünstiger, aber eine Option. Ausschlaggebend bei der Anstellung ist hier der aktuelle Gesundheitszustand. So weit mir bekannt ist, kann man auch bei einer Ablehnung der Verbeamtung als Angestellter arbeiten und die Mög-

lichkeit einer Verbeamtung dann nach einer Zeit wieder überprüfen lassen. Das ist die Gemengelage, wie ich sie den Studierenden nur darstellen kann. Es bleibt am Ende immer die persönliche Entscheidung, was man bereit ist an Risiko zu tragen. Es gibt immer wieder Studierende, die sagen, ich mache die Therapie nicht, und warte, bis ich auf der sicheren Seite bin, um mich dann um meine Psyche zu kümmern. Bei manchen geht das, bei anderen würde ich bezweifeln, ob es eine so gute Entscheidung ist. Wenn jemand Probleme hat, dann muss man sich ja auch fragen, ob diese Person die Situation im Referendariat durchsteht. Mir wäre es lieber, wenn man mehr Klarheit hätte, aber damit muss man nun mal umgehen.

Auch wenn Sie das in der Beratungssituation nicht so klar formulieren können und es die Entscheidung jeder Person ist: mir scheint die Situation, wie sie sie beschreiben, nahezulegen, dass bei einem diesbezüglichen Leidensdruck in jedem Fall eine Therapie anzuraten ist: im einen Fall ist die Therapie sowieso kein pauschaler Hinderungsgrund mehr. Gerade bei den Personen, in denen es dann doch negative Folgen für die Verbeamtung geben könnte, also chronische Fälle, wären dann gerade die, in der auch eine Therapie sehr ratsam erscheint.

Man muss in diesen Fällen davon ausgehen, dass, ohne dass die Person etwas bearbeitet und verändert, man absehen kann, dass das Studium und allemal der Vorbereitungsdienst psychisch nicht durchgestanden werden kann. Worauf soll man dann also noch warten? Es ist keine gute Entscheidung zu sagen: ich schleppe mich durch,

koste es, was es wolle, und nehme das Risiko auf, es völlig gegen die Wand zu fahren. Die Person denkt dann, sie macht es um ihre Chancen zu verbessern: in den Schuldienst zu kommen, um dann verbeamtet zu werden. Aber verglichen mit der Situation, dass ich dort sowieso niemals hinkommen werde, weil man schon vorher zusammenbricht, ist eine Therapie die besser Alternative.

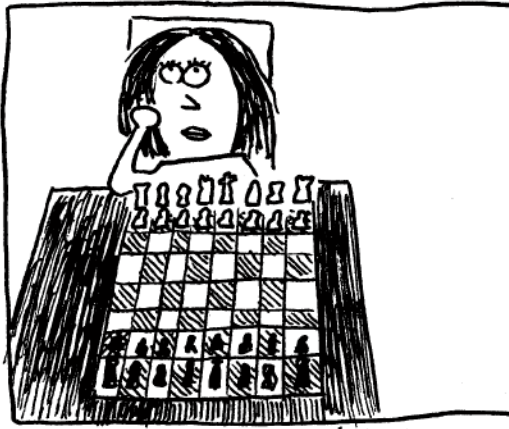
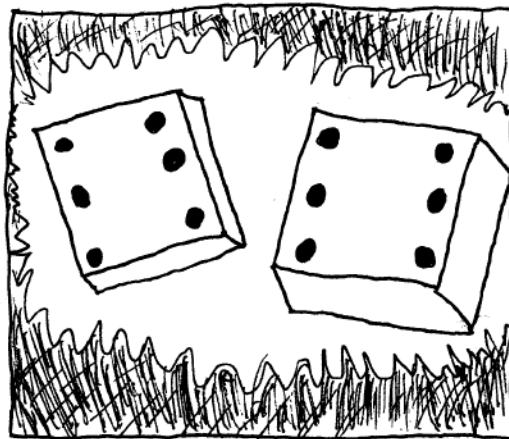
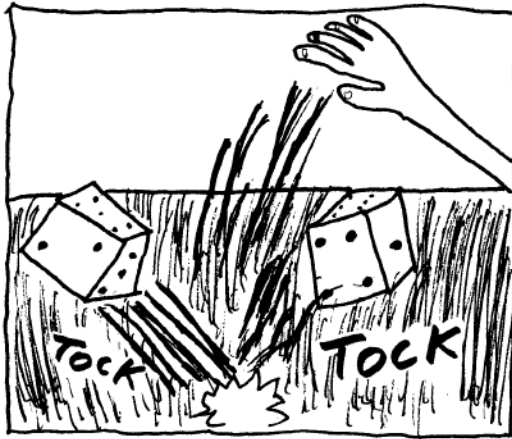
Zumal man davon ausgesehen muss, dass die Leute, wenn sie erstmal verbeamtet sind, auch nicht unbedingt den Schritt gehen würden, wenn es für sie derart stigmatisiert ist. Und das dürfte die Wirklichkeit an den Schulen sein - es kann sich wohl fast jeder aus seiner eigenen Schulzeit an eine psychisch instabil wirkende Lehrkraft erinnern. Man müsste bei dieser Debatte ja eigentlich auch nicht nur an die zukünftigen Lehrkräfte, sondern auch an die zukünftig von dieser unterrichteten Schüler_innen denken, oder?

Das habe ich gegenüber dem Kultusministerium auch immer versucht klar zu machen: dass der pathologisierende Blick à la "Einmal Psycho immer Psycho" sehr einseitig ist.

Diejenigen, die erfolgreich eine Psychotherapie durchlaufen, haben für diesen Job sogar eine gewisse Qualifizierung erfahren, weil sie an ihrer Persönlichkeitsentwicklung arbeiten. Ich würde meine Kinder schließlich lieber in die Hände von Lehrkräften geben, die an sich gearbeitet haben, als an Personen, die sich da psychisch angeschlagen durchschleppen und gewissermaßen ihr 'Leiden verbreiten'. Man wird durch eine Therapie auch darin gestärkt, in sozialen Situationen souverän zu agieren und damit eine bessere Lehrperson zu sein.

Diese Betrachtungsweise fände ich viel angemessener als die Position, dass es ein Makel ist, den die Personen nicht mehr so schnell loswerden. Diese Abwehrhaltung gegenüber Psychotherapie ist aber leider immer noch weit verbreitet.

Interview von **Ulrich Mathias Gerr**



Lukas Klaus

Mr. Mastermind und Kitty

Im Sommer fand ein Comicworkshop statt, den der Hamburger Comicautor Julian Fiebach (u.a. DIE ZEIT) gestaltete.

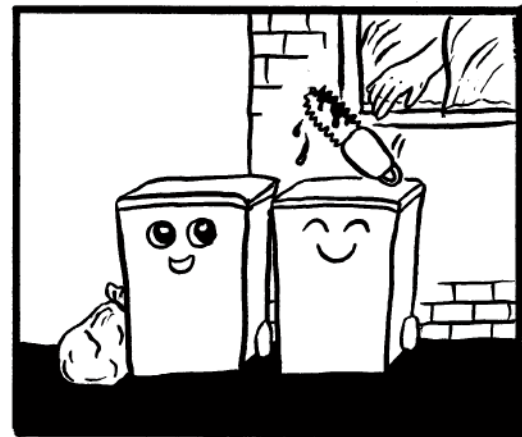
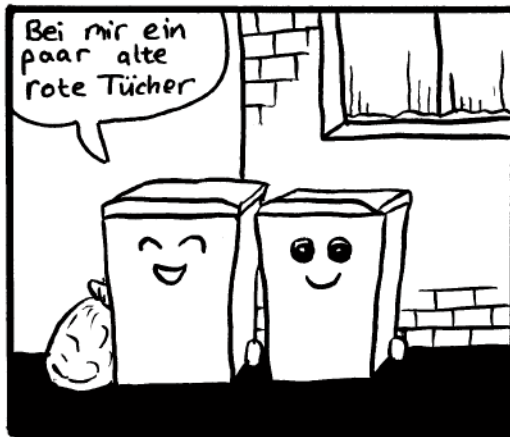
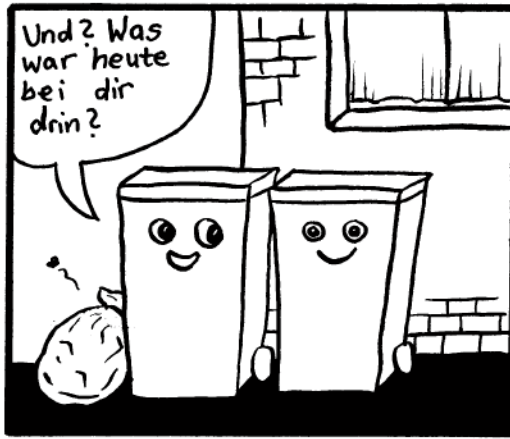
Hier und weiter hinten im Heft auf Seite 32/33 gibt es einige der Ergebnisse.

Insta@
julian_fiebach

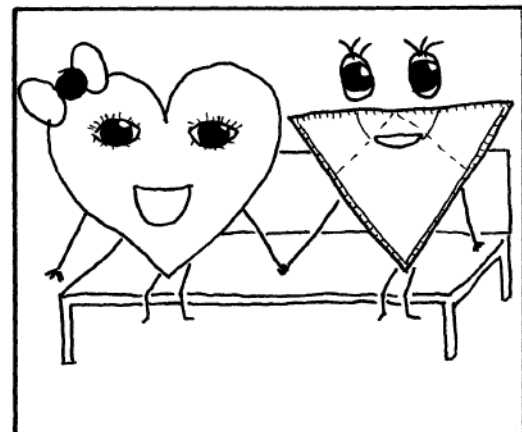
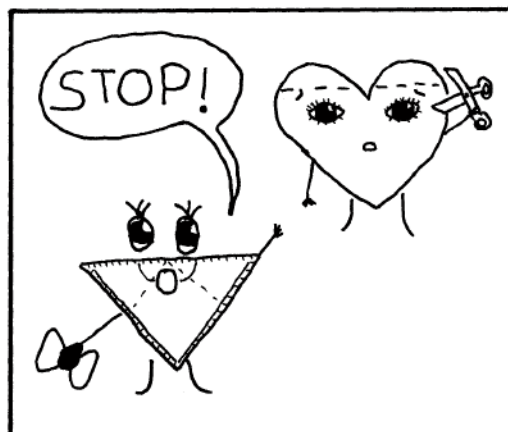
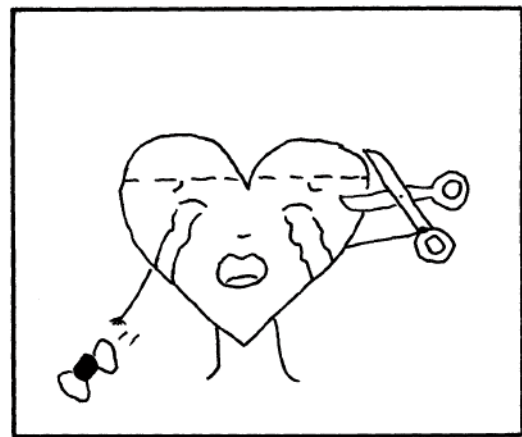
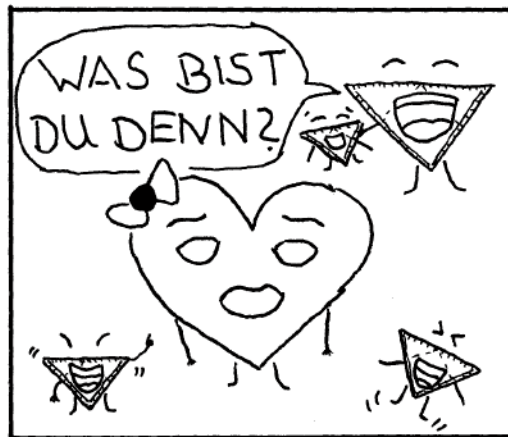


NEINI!

Fassandla



Paula



Sarah Schwartz

Vergessen, Verdrängen

– Der Streit um die Psychoanalyse an

Psychoanalyse saß seit ihren Anfängen zwischen den Stühlen. Sie hat eine therapeutische Anwendung, aber sie zielt auch auf die theoretische Erklärung psychologischer Dynamik. Sie analysiert die individuelle Psyche, aber auch die Wechselwirkung von dieser und kultureller und gesellschaftlicher Entwicklungen. Sie hat den Anspruch, den eine jede Wissenschaft hat – es soll also allgemein und objektiv gelten – aber die Begriffe, mit denen sie operiert, lassen sich nicht streng empirisch nachweisen. Gerade ihr umfassender Beitrag zum Verständnis von Individuum und Gesellschaft könnte ein Vorteil der Psychoanalyse sein, er gereicht ihr jedoch in der strikt nach Fächern gegliederten Universität zum Nachteil.

Die Debatte zum Status der Psychoanalyse zog sich, seit ihrem Aufkommen Ende des Neunzehnten Jahrhunderts, durch die Jahrzehnte - und ist bis heute relevant. In den letzten Jahren wurde sie vor allem deswegen kontrovers diskutiert, weil das Fach immer weiter aus den Unis gedrängt wurde. Zuletzt war das in Frankfurt der Fall, wo die bis dato bestehende Professur für Psychoanalyse seit diesem Semester nicht mehr fortgeführt wird. Gegen die Herausdrängung, die sich schon länger abzeichnete, gab es zahlreiche Initiativen, die sich für den Erhalt der Psychoanalyse einsetzten.

Anlass genug, der Frage nachzugehen, wie es sich nun mit der Psychoanalyse und der Uni verhält. Der folgende Artikel stellt die aktuelle Kontroverse dar. Er beleuchtet auch die Situation der Psychoanalyse an der Uni Oldenburg. Es geht dabei nicht zuletzt darum, die Relevanz der Psychoanalyse zu klären. Zu Wort



kommen Psychologen, Philosophen und Studierende, die verstehen helfen, worum es in der Kontroverse geht und auch, wieso Psychoanalyse an der Uni stattfinden sollte.

Die Frage, wie sich die Psychoanalyse zur Universität verhält, drängte sich seit ihrem Bestehen auf. Freud selbst versuchte mehrfach, diese Frage zu besprechen, ohne jedoch zu einer eindeutigen Antwort zu kommen. In Briefen und Aufsätzen stellte er in Frage, ob man an den Universitäten überhaupt gewillt sein würde, sie anzuerkennen und sie in die Curricula zu integrieren. Dabei ging es ihm zum einen um die Position der Psychoanalyse für die Ausbildung von Medizinern, die auch therapeutisch in Form und Methode der Psychoanalyse arbeiten sollten. Aber dieser Aspekt war von Anfang an nur ein Teil des Anspruchs. Auch "andere Wissenschaften", so drückte Freud es selbst aus, hatte er im Blick - wir werden darauf zurückkommen, was man sich darunter vorstellen kann.

Ein für die Debatte um Psychoanalyse an der Uni entscheidendes Ereignis fand derweil nicht im Wien Freuds statt, son-

dern im benachbarten Ungarn, genauer gesagt in Budapest. Dort demonstrierten Anfang der 1920er Jahre zahlreiche Medizinstudenten und forderten vehement eine psychoanalytische Professur ein. Sie waren erfolgreich und der Freud-Schüler Sándor Ferenczi erhielt die weltweit erste Professur für Psychoanalyse - was für die zukünftige Debatte keine unwichtige Rolle spielte. Mit Budapest hatte man jetzt einen Präzedenzfall, auf den sich andere bei der Forderung beziehen konnten und für viele Studierende insbesondere der Nachkriegszeit wurde es fast selbstverständlich, zusammen mit anderen Forderungen auch die Berücksichtigung der Psychoanalyse in den Unis einzutreten. Diese Forderung traf aber auch auf eine Unterstützung, wie der Psychologe Sebastian Spanknebel ergänzt: „Es ist so, dass die Psychoanalyse jüdisch konnotiert war und dadurch auch in den dreißiger Jahren sehr marginalisiert wurde. Sie wurde später von den Alliierten als so eine Art kritische Gegenrichtung gegenüber der Psychiatrie, die ja sehr stark mit der NS-Zeit verbunden war, gefördert.“

und ~~Durchstreichen~~

den Universitäten

Erfolgreich war die Mischung aus Förderung und Initiative nicht zuletzt in Frankfurt am Main. Dort ist die Psychoanalyse eng mit der Studentenbewegung der 1960er Jahre verbunden. Seit 1966, kurz vor dem symbolträchtigen Jahr 68, hatte es dort eine Professur für Psychoanalyse gegeben, die anfänglich mit Alexander Mitscherlich besetzt wurde. Mitscherlich war bekannt für eine Forschung, die auch soziologische Fragestellungen mit psychoanalytischer Hilfe versuchte zu beantworten. Zusammen mit seiner Frau Margarete veröffentlichte er 1967 die einflussreiche Studie „Die Unfähigkeit zu trauern“ und leistete damit einen Beitrag zum Verständnis der Subjektivität der Nachkriegsgeneration.

Genau um diese Professur, die einst mit Mitscherlich begann, entbrannte in den letzten Jahren ein Streit. Seit 2002 wurde diese Professur von dem Psychoanalytiker Tilmann Habermas besetzt, dieser ist nun zum Wintersemester 2022 / 2023 emeritiert. Spätestens bei der Neuausschreibung seiner Professur wurde klar, dass diese in Zukunft gar nicht mehr als eine für Psychoanalyse ausgelegt sein würde. Das war das Initial für Streit und Proteste: eine Initiative wurde gegründet, eine viel geteilte Kampagne zum Erhalt der einst erkämpften Professur ins Leben gerufen. Studierende, Lehrende und auch viele Unterstützer_innen aus der Zivilgesellschaft versuchten, die Umwidmung noch zu verhindern - ohne Erfolg.

Der Psychologe und Pädagoge Tom Uhlig, der einst selbst am betreffenden Institut studiert hat und den Fall unter anderem für die Frankfurter Allgemeine

Zeitung verfolgte, betont jedoch, dass der Streit eigentlich schon wesentlich älter ist als die Ausschreibung der Professur.

„Es ist ein Machtkampf, der stattgefunden hat, der auch schon vor meiner Zeit als Studierender stattgefunden hatte und der dort bereits entschieden wurde – zu Ungunsten der Psychoanalyse. Worum die Studierenden zuletzt gekämpft haben, das waren Residuen. Man hat gewartet, bis die Professur ausläuft. Das Ressentiment gegen die Psychoanalyse als veraltete Wissenschaft, der ein Nimbus von Unseriosität anheftet, das war bereits permanent präsent.“

So breit die Unterstützung für die Kampagne, so unterschiedlich war die Motivation zum Erhalt der Psychoanalyse. Diese Diversität hat eine Menge zu tun mit der erwähnten Interdisziplinarität der Psychoanalyse als Wissenschaft.

„Dass das Interesse über die Hochschule hinausgeht, hängt damit zusammen, dass die Psychoanalyse zwar aus den Hochschulen verschwunden, gleichzeitig aber so unglaublich populär ist. Jede Netflix-Serie arbeitet mit psychoanalytischen Kategorien. Jeder weiß, dass es ein Unbewusstes gibt; dass es in der frühen Kindheit Dinge gibt, die uns prägen und dass das etwas mit den Eltern zu tun hat; dass man Dinge tut, die man eigentlich gar nicht machen möchte; dass sich Beziehungsmuster wiederholen; dass es etwas kathartisches hat, diese Begriffe zur Sprache zu bringen. Das sind psychoanalytische Einsichten, die ins Allgemeinwissen übergegangen sind - umso skurriler, weil es an den Hochschulen nicht mehr gelehrt wird.“

Diese weite Verbreitung der Psychoanalyse erzeugt eine Art des Interesses an Psychologie, die im Studium, in dem viele diesem Interesse vertieft nachgehen wollen, gar nicht gelehrt wird. Das ist auch der Eindruck von Sebastian Spanknebel, der in Oldenburg an der Universitätsklinik für Psychiatrie und Psychotherapie die Lehre koordiniert und auch selbst als Psychoanalytiker klinisch tätig ist. „Die Psychologiestudenten sind am Beginn ihres Studiums immer sehr irritiert, dass die Psychoanalyse in ihrem Studium kaum eine Rolle spielt.“

Die enttäuschte Erwartungshaltung der Studierenden ist aber nicht das zentrale Problem im universitären Umgang mit der Psychoanalyse.

„Problematisch finde ich,“, so Spanknebel weiter, „dass die Nicht-berücksichtigung zumeist nicht einmal begründet wird. Wenn man die Psychoanalyse als problematisch empfindet und gegen ihre Präsenz im Studium argumentieren will, müsste man sich mit ihr eingehender beschäftigen. An den meisten Unis findet die Ablehnung aber durch Nichtbeachtung statt.. Das ist in Anbetracht der Tradition und der intellektuellen Leistungen der Psychoanalyse natürlich hanebüchen. Wenn man sagen würde, dass Autoren wie Alexander Mitscherlich, Viktor von Weizsäcker oder Erich Fromm in die gleiche Schublade gehören wie Astrologen oder Homöopathen, wäre dies lächerlich. Sicherlich man kann an der psychoanalytischen Theorietradition einiges, mitunter auch zu Recht kritisieren; einige schwache Autoren rechtfertigen jedoch nicht die Vernachlässigung eines ganzen Diskurses.“

In ähnlicher Weise erinnert sich die Oldenburger Masterstudentin Katrin Henkelmann an ihr Psychologiestudium in Trier:

„Es hat fast keine Beschäftigung mit den Inhalten der Psychoanalyse stattgefunden. Wenn, dann wurde sie sogar eher zur Belustigung herangezogen, um zu zeigen, wie unwissenschaftlich das aus heutiger Sicht – das heißt aus der Sicht einer positivistischen Wissenschaft – doch alles war.

Die weitgehende Abschaffung psychoanalytischer Professuren führt darüber hinaus zu einer paradoxen Situation, weil die Professuren abgeschafft werden, es aber weiterhin eine der gängigen, von den Krankenkassen akzeptierten Therapieformen darstellt. Spanknebel illustriert die Situation: „Das war in Deutschland immer etwas seltsam. Es wurde etwas praktiziert, was an Unis aber nicht gelehrt wurde. Das wäre so als würde man in der Medizin sagen: „HNO finden wir blöd, wir unterrichten das nicht.“ Die Leute müssen dann sehen, wie sie sich das beibringen können. Oder man sagt sogar, dass HNO nicht so richtig wissenschaftlich ist. Das ist paradox.

Man praktiziert es, aber lehrt es nicht. Das wird sich durch die Neuerung jetzt etwas ändern – aber vermutlich primär über Lehraufträge.“

Die ‘Neuerung’, damit ist gemeint, dass in Zukunft alle akzeptierten Therapieformen auch im Studium gelehrt werden müssen. Ohne Professuren ist die Psychoanalyse aber weiterhin ohne institutionelle Anbindung, die Lehre und Forschung also in einem prekären Zustand. Auch in Oldenburg ist das nicht anders, hier wurde 2010 sogar der ganze Fachbereich der Psychologie ersetzt durch kognitive Neurowissenschaften. Sebastian Spanknebel schätzt die Situation in Oldenburg ein:

“Die Situation in Oldenburg ist so, dass wir schon gar keine klinische Psychologie mehr vorweisen. Das klassische Psychologiestudium ist hier vor Jahren abgeschafft und später als eine Art Neurowissenschaften reaktiviert worden, aber ohne klinischen Fokus. Es hat jedoch in den letzten Jahren eine Veränderung dadurch gegeben, dass man in Oldenburg den Medizinstudiengang gegründet und damit eine Professur für Psychiatrie und Psychotherapie geschaffen hat, sodass die Psychotherapie wie-

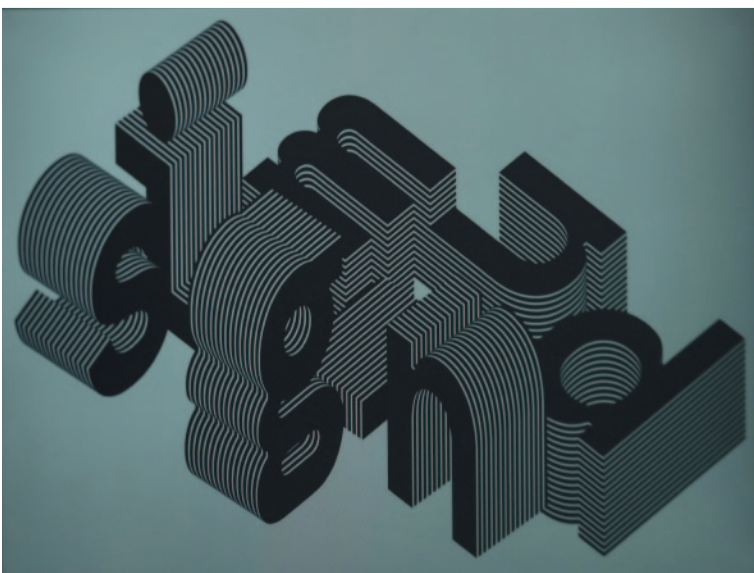
der professoral vertreten ist. Trotzdem hat die Psychoanalyse in Oldenburg eine relativ schwache Stellung und ist in der Lehre nur randständig vertreten. Eine Ausnahme besteht mit dem Ausbildungsinstitut am C3L im postgraduellen Bereich. Dort werden Psychologen und Pädagogen u.a. zu tiefenpsychologischen Psychotherapeuten ausgebildet; dies bedeutet, dass die Psychoanalyse zumindest in der klinischen Ausbildung in Oldenburg präsent ist.“

Wenn es deutschlandweit fast keine psychoanalytischen Elemente an den Universitäten gibt, ist es dann überhaupt noch möglich, dem Interesse in einem Studium nachzugehen? Eine Möglichkeit gibt es doch, eine Privatuniversität. Spanknebel:

“In Berlin gibt es z.B. die Internationale Psychoanalytische Universität (IPU). Das ist einerseits begrüßenswert, weil dort psychoanalytische Forschung und Lehre auf hohem Niveau stattfindet. Andererseits ist die IPU eben privat; das heißt, es werden erhebliche Studiengebühren erhoben werden, wodurch sich problematische ökonomische Selektionsprozesse einstellen.“

Die IPU bietet verschiedene Studiengänge zur Psychoanalyse an, sowohl eine therapeutische Ausrichtung als auch eine kulturwissenschaftliche.

„Der Studiengang heißt vollständig, ‘Kulturwissenschaften, Psychoanalyse und Kultur’“, berichtet Jann Poppen, der zum Wintersemester 2021/22 an der IPU zu studieren begonnen hat. „Ich habe in Oldenburg einen Bachelor in Gender Studies und Kunst studiert. Ich hatte den Eindruck, dass die Psychoanalyse hier schon immer wieder auftaucht, aber nicht so zentral ist, dass sie systematisch vermittelt werden würde. Aber sie wird thematisiert und das hat auch dazu beigetragen, dass ich Lust hatte, mich mehr damit zu beschäftigen.“



Was sagt Jann Poppen zur Einschätzung des elitären Charakters der IPU?

„Natürlich gibt es auch einen Ausschluss – es kostet 1800 Euro pro Semester, das ist natürlich absurd viel Geld. Aber es gibt auch Finanzierungsmodelle, das ist etwa eine Mehrgenerationenförderung oder über Stiftungen. Es gibt Möglichkeiten. Aber es ist ein eingeschränkter Zugang. Die Uni kann aber nichts dafür, dass staatliche Universitäten kein Interesse daran haben, Psychoanalyse zu lehren und aufrechtzuerhalten. Es ist vermutlich auch eher ein Ausweichmanöver und der Versuch, sie in einer privaten Geschichte zu retten.“

Woran aber nun liegt es, dass die Psychoanalyse einen derart schweren Stand in der hiesigen Universitätslandschaft hat, wenn sie doch gleichzeitig so beliebt ist und als Therapieform allgemein akzeptiert wird? Ein möglicher Erklärungsansatz ist die Ambivalenz der Psychoanalyse in Bezug auf empirische Forschungsmethoden, vermutet Sebastian Spanknebel.

„Die Marginalisierung der Psychoanalyse hat vor allem damit zu tun, dass die Psychotherapie und die Psychologie sehr stark einem positivistischen, naturwissenschaftlichen Ideal folgen. Das passt nur bedingt zur Psychoanalyse. Der Trend in der akademischen Psychologie geht zu sehr stark rationalisierten, manualisierten, empirisch fundierten Studien, die letztlich auf positivistischen Vorstellungen beruhen.“

Mit dem, hier negativ genutzten, Begriff ‘Positivismus’ ist gemeint, dass nur das, was man durch empirische Methoden nachweisen lässt, auch als wissenschaftlich gilt.

Das ist für die Konzepte, auf denen die Psychoanalyse beruht, aber nicht so einfach herzustellen. Auf das Problem einer positivistischen Vorstellung der Psyche,

in diesem Fall hinsichtlich der Neurowissenschaften, geht Christine Zunke, die zu diesem Thema in der Naturphilosophie forscht, folgendermaßen ein:

„Sie leugnen nicht, dass Psychotherapie Effekte haben kann, denn man kann empirisch messen, dass es Leuten dann besser geht. Aber sie haben keinen klassischen Begriff von Psyche und dann können sie auch keinen Begriff von Bewusstsein oder Unbewusstsein haben. Gerhard Roth sprach anlässlich des 100. jährigen Jubiläums von Freud einmal zu diesem Thema. Das Unbewusste wird von ihm eigentlich verstanden als das Nicht-Bewusste. Das Unbewusste sei unbewusst, weil es neuronale Aktivität in Bereichen außerhalb der Großhirnrinde ist. Was dort stattfindet weiß man nicht, man weiß nur das, was man sozusagen “vorne” denkt. Konzepte wie Verdrängung, dass etwas durchs Bewusstsein gegangen sein muss, aber im Unbewussten präsent ist und wieder auftauchen kann, also etwas, was in der klassischen Psychoanalyse ein wichtiges Konzept darstellt, ist aber davon Grundverschieden. Psychoanalyse ist in den Begriffen der Neurowissenschaften gar nicht fassbar.“

Tom Uhliger erläutert die Dynamik auch innerhalb der Psychoanalyse selbst, empirischen Methoden zu öffnen

„Es gibt Tendenzen in der Psychoanalyse, dass sie mit ihrer Selbstbehauptung [gegen positivistische Wissenschaften] kämpfen. Dann gibt es auch zum Beispiel FMRT-Studien (*Funktionelle Magnetresonanztomographie*, bildgebendes Verfahren kognitiver Prozesse, Anm. d. Redak.), bei denen Leute in einen Scanner geschoben werden und dann gesagt wird, ‘hier ist das Unbewusste sozusagen am Werk’, und das funktioniert einfach nicht. Das sind Rettungsversuche, die davon absehen, dass Begriffe wie etwa der Trieb, theoretische Begriffe sind. Die lassen sich weder anfassen noch beob-

achten. Es sind theoretische Begriffe, die versuchen, eine Reihe von Phänomenen miteinander in ein sinnvolles Verhältnis zu setzen.“

Dass die Grundbegriffe der Psychoanalyse nicht empirisch nachweisbar sind, heißt umgekehrt nicht, dass sie als Disziplin nicht auch empirisch forscht. Genau das ist aber der weit verbreitete Vorwurf gegenüber der Psychoanalyse, der nicht zuletzt der Grund für die Streichungen der betreffenden Professuren ist. Katrin Henkelmann, die in Trier Psychologie studiert hat und mittlerweile einen Master in Oldenburg in der Philosophie studiert, hält diesem Vorurteil energisch entgegen:

„Ich würde zurückweisen, dass die Psychoanalyse nicht wissenschaftlich arbeitet. Sie folgt einem bestimmten Wissenschaftsverständnis nicht, demzufolge alle Erkenntnisse empirisch messbar gemacht werden können sollten. Dennoch arbeitet die Psychoanalyse nach wissenschaftlichen Kriterien. Die theoretische Beschäftigung mit der menschlichen Psyche fand ja nicht im luftleeren Raum statt. Freud hat ja selbst immer auch mit konkreten Fallstudien gearbeitet.“

Die heute vorherrschende Vorstellung in der Psychologie ist aber, dass nur das objektive Fakten ausmachen soll, was man durch ganz bestimmte wissenschaftliche Methoden, das heißt quantitative gewinnen kann. Da fällt dann aber vieles weg und das ist ein Problem.“

Spanknebel sieht es ähnlich, wenngleich er die Psychoanalyse hier nicht aus der Verantwortung nimmt.

„Die Psychoanalytiker haben sich lange gesträubt, ihre Behandlung empirisch zu erforschen. Das war ein Fehler. Die Frage ist, wie man es erforscht. Welche Kriterien legt man an? Die Verhaltenstherapie hat sehr klare Erfolgskriterien, die auch immer direkt messbar sein müssen.“

Wenn man sich die langfristigen Wirkeffekte ansieht, dann gleichen sich Verhaltenstherapie und Psychoanalyse aber an. Man muss bei Wirksamkeit natürlich immer beachten, was das Kriterium ist. Die Art und Weise, wie Wirksamkeit gemessen wird, ist sehr geeicht auf die Verhaltenstherapie. Man macht eine Art Test, wo man etwa Fragen beantwortet – a lá “Wie depressiv sind sie heute?” Aus den Ergebnissen bildet man einen Wert. Man macht das vor der Therapie, während der Therapie und nach der Therapie – zum Beispiel ein Monat und ein Jahr danach. Und dann guckt man, was sich verändert hat. Das ist jetzt sehr einfach ausgedrückt, im Konkreten ist es noch etwas komplexer. Das alles kann man freilich auch kritisieren: Ist das wirklich die richtige Art, den Erfolg zu messen? Darum gibt es endlose Debatten. Aber es gibt heute niemanden, der behauptet, die Psychoanalyse sei nicht wirksam. Das ist empirisch belegt.”

Die Verhaltenstherapie als die dominierende Therapieform, die an den Unis einen hegemonialen Stand innehat, wirft einerseits der Psychoanalyse Unwissenschaftlichkeit vor – oder aber, wie schon gesehen, ignoriert sie diese aus diesem Grund – andererseits neigt sie selbst zu einer Praxis, die teilweise irrational anmutet. So jedenfalls urteilt Tom Uhlig:

“Es wird viel gearbeitet mit fast naiven Vorstellungen davon, wie man etwa mit Depressionen umgehen kann. Sie haben Probleme rauszugehen? Dann haben Sie jetzt die Aufgabe, einmal am Tag um den See zu laufen. Sie haben Angst vor Spinnen? Dann nehmen Sie doch mal eine riesige Spinne auf die Hand!” Da wird die menschliche Psyche völlig unterkomplex reduziert. Das hat der kritische Psychologe Klaus Holzkamp einmal so bezeichnet, dass die Menschen heruntergebrochen werden auf die Reiz-Reaktions-Mechanismen von Lurchen. Diese Lurchhaftigkeit, die dem Menschen unterstellt wird, findet sich zum Teil auch

in den Behandlungsplänen wieder. ‘Du hast schlechte Gedanken? ‘Na dann versuch doch mal bessere Gedanken zu haben!’”

Die Psychoanalyse ging überdies schon immer über die therapeutische Praxis und Theorie weit hinaus. Das sind die “anderen Wissenschaften” von denen Freud sprach.

„Der Erklärungswert der Psychoanalyse ist so sehr viel höher zu veranschlagen, als nur die einzelne Neurose zu behandeln. Die Erkenntnis kann ins kulturtheoretische und gesellschaftstheoretische überführt werden.“, fasst Tom Uhlig es zusammen.

Es ist in den letzten Pandemiejahren noch einmal offensichtlicher geworden, dass es ein weit verbreitetes Potential von Menschen gibt, sich irrationalen Massenbewegungen anzuschließen. Nicht zuletzt derartige Phänomene lassen sich mit Rückgriff auf Psychoanalyse erklären - vielleicht vollumfänglich auch nur mit dieser. Katrin Henkelmann, die zu diesem Thema auch forscht, umreißt den Beitrag der Psychoanalyse in diesem Feld:

„Man kann gesellschaftliche Verhältnisse ohne Psychologie nur schwer erklären. Gerade diese individuelle Seite, was Personen dazu treibt, was für Bedürfnisse es auch befriedigt, sich zum Beispiel bestimmten Bewegungen anzuschließen, kann einfach von einer Soziologie oder Sozialwissenschaft nicht erklärt werden. Es ist aber auch wichtig, dass es nicht bei der Psychologie bleibt, sondern dass sich diese auch mit einer Art von Gesellschaftstheorie verbinden muss. Genau das gibt es in der Form der analytischen Sozialpsychologie, wo gerade die Erkenntnisse der Psychoanalyse verbunden werden mit einer marxistischen Kritik der politischen Ökonomie, um auch erklären zu können, warum es gesamtgesellschaftliche Tendenzen gibt, dass sich

bestimmte Charakterstrukturen und bestimmte psychologische Strukturen eher herausbilden als andere.”

Das historische Vorbild für die Verbindung dieser Aspekte ist die kritische Theorie. Unter Beteiligung von Erich Fromm und Theodor W. Adorno stellte sie auch umfassende Untersuchungen zum Potential von faschistischen Bewegungen an, aus dem die Theorie des so genannten autoritären Charakters hervorgegangen ist. „die Frage war“, pointiert Henkelmann, die zu diesem Thema den viel beachteten Sammelband ‘Konformistische Rebellen’ mitherausgegeben hat, “was es auf der individuellen Ebene attraktiv macht, sich faschistischen Bewegungen anzuschließen und wie das erklärt werden kann aus der Situation des modernen Subjekts unter kapitalistischer Vergesellschaftung.”

Psychoanalyse ist hier ein Teil eines verschränkten Forschungsansatzes, der interdisziplinär-theoretische und empirische Herangehensweise für eine umfassende Erklärung versucht gerecht zu werden, was Katrin Henkelmann als ein zentrales Moment auffasst:

„Ich glaube vor allem, dass gerade diese tatsächliche Interdisziplinarität der Vorteil ist, der zwar heute immer propagiert oder als wünschenswert dargestellt wird, es aber de facto immer so ist, dass es doch bei den Einzelwissenschaften verbleibt, die sich höchstens mal additiv zusammen schließen. Dass man wirklich versucht, einen Gegenstand in seiner Gänze zu erfassen, gibt es einfach selten, gerade auch an Universitäten.”

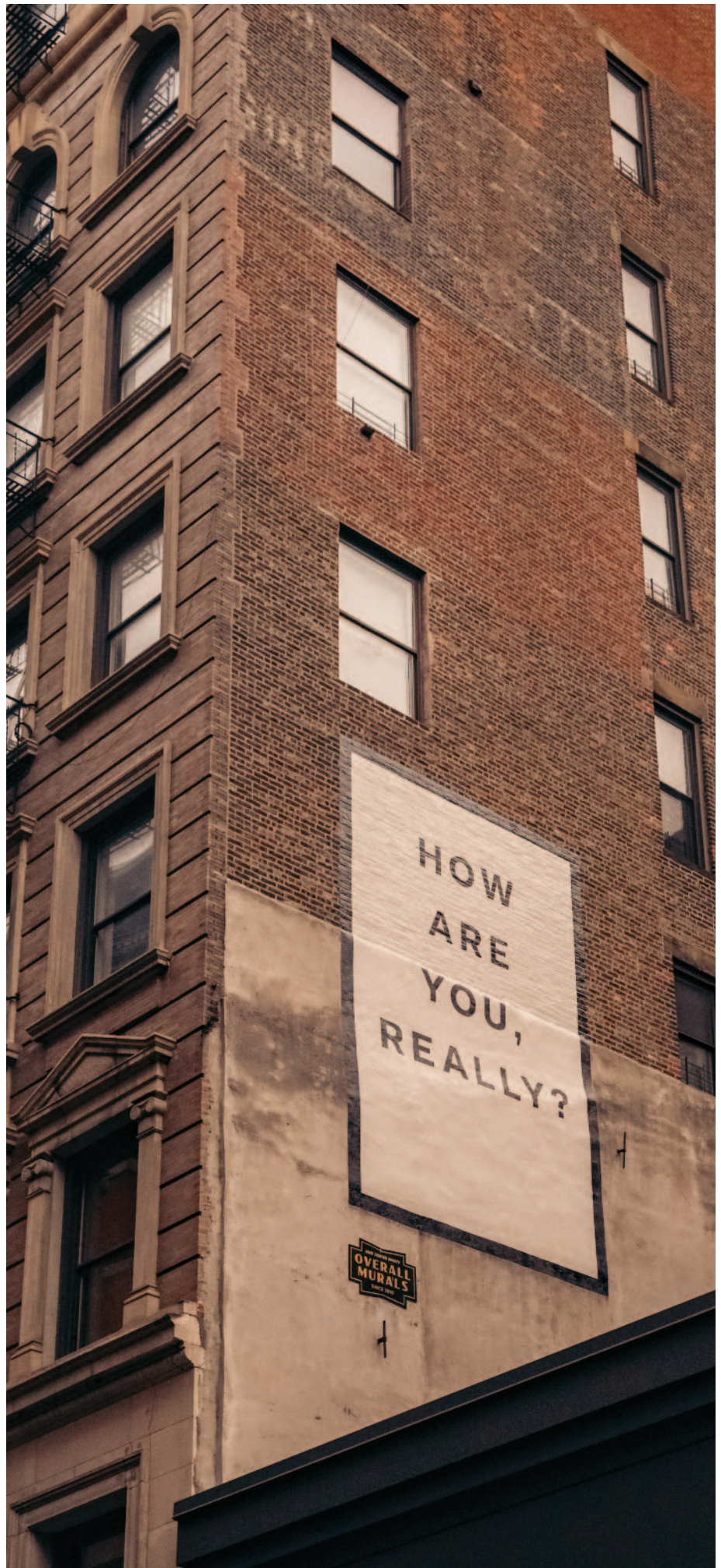
Die umfassenden Beiträge der Psychoanalyse für verschiedene Phänomene sieht auch Sebastian Spanknebel, der auch gleiche eine Forderung, die daraus erwächst, betont:

„Es gibt die Kulturtheorie, es gibt die Gesellschaftstheorie, es gibt die Religionstheorie. Das erfordert eigentlich, dass Professuren und Lehrstühle eingerichtet werden, und nicht einfach ein Kliniker mit Lehrauftrag die Psychoanalyse repräsentiert. Gleich wie hilfreich das ist, es braucht auch Möglichkeiten an der Uni, um die Psychoanalyse wissenschaftlich weiterzuentwickeln. Es ist wirklich bedauerlich, dass diese Tradition momentan zu versiegen droht. Denn ich erlebe weiterhin ein großes Interesse der Studierenden an der psychoanalytischen Theorie; es wäre daher schade, wenn man diese irgendwann nur noch als ihre Geschichte lehren kann.“

Dieser Forderung kann sich auch Katrin Henkelmann anschließen:

„Ich würde mir erhoffen, dass man sich wieder ernsthafter mit der Psychoanalyse auseinandersetzt und auch mit ihren Methoden. Die Frage ist, wie realistisch das ist, auch im Hinblick auf die Abschaffung der Professur in Frankfurt. Wenn es nicht an den Universitäten verankert ist, bleiben wie so häufig nur studentische oder außeruniversitäre Initiativen, die dann selber versuchen, es zu bewerkstelligen. So was braucht aber erfahrungsgemäß viel Zeit und Muße und es ist dann die Frage, wie gewinnbringend und auf der gesellschaftlichen Ebene, wie erfolgversprechend so etwas ist. Wenn die universitäre Anbindung fehlt, ist es schwer. Zumal dann, wenn die Vorstellung hängen bleibt, dass es Hokus Pokus ist.“

Von Ulrich Mathias Gerr







Fotos: Dominik Unbehagen Insta @dominik.unbehagen

„Was fürchtet denn der Mensch, der mit dem Glück
Es hält? Von nichts gibt's eine Ahnung deutlich.
Dahinzuleben, so wie einer kann,
Das ist das Beste. Fürchte du die Hochzeit,
Mit deiner Mutter nicht! denn öfters hat
Ein Sterblicher der eignen Mutter schon
Im Traume beigewohnt: doch wem wie nichts
Dies gilt, er trägt am leichtesten das Leben.“
Aus Sophokles: Ödipus, der Tyrann; übersetzt von Friedrich Hölderlin“

Ödipus der Tyrann

– Mythos und Aufklärung der Psychoanalyse

So sprach Königin Jokaste zu ihrem Ehemann Ödipus, der sich später im Laufe dieser antiken Tragödie als ihr Sohn und Mörder seines Vaters herausstellen sollte. Dieses Schicksal wurde ihm und seinen Eltern seherisch prophezeit und obwohl alle Beteiligten es vermeiden wollten, haben sie, angetrieben durch ihre Vermeidungsversuche, die schwersten Tabubrüche des Vaternurds und des Inzests unwissentlich und durch eine Verkettung unglücklicher Umstände herbeigeführt. Diese Taten standen im Gegensatz zum sonst gefeierte Helden Ödipus, der die Stadt Theben von der schrecklichen Sphinx befreite hatte, indem er ihr Rätsel löste, dessen Antwort so schlicht und tief sinnig „der Mensch“ lautet. Zugleich erstaunlich und verständlich ist es dann, wenn Jokaste im Zitat versichert, dass auch andere Menschen sich in den weniger bewussten Stunden ihres Seelenlebens in derjenigen Situation wiederfinden, vor der sich Ödipus fürchtet. Damit Ödipus nicht weiter nachforscht und um ihm und sich selbst die Angst und das schlechte Gewissen zu nehmen, spricht sie diese Wahrheit über den allgegenwärtigen Tabubruch aus und rät dazu, sich des glücklichen Lebens wegen nicht weiter darum zu bekümmern. Dieser Rat an Ödipus bedeutet die Verdrängung von allem, was nicht seinem Ideal oder dem Ideal der Bevölkerung über ihn entspricht. Aber am Ende wird seine Schuld enthüllt, Jokaste nimmt sich das Leben und Ödipus sein Augenlicht.

Obwohl diese Geschichte mit Mythologie, Schicksal und Prophezeiung arbeitet, klärt sie bereits darüber auf und stellt den Konflikt zwischen kulturellen Normen und den davon verdrängten Realitäten menschlicher Beziehungen dar. Hier wird eine Familienkonstellation aufgedeckt, die bis zur letzten Konsequenz durchgeführt als fürchterlich und in ihrer bloß gedachten Möglichkeit als verwerflich oder mindestens unheimlich gilt. Umso leichter fällt es, die Substanz dieses Mythos zu leugnen und den selbigen in die Reiche bloßer Fiktion oder pathologischer Ausnahmen zu verbannen. In der Psychoanalyse hält man aber an dem Reiz und der Bedeutung dieses Mythos fest und benannte den Ödipuskomplex nach ihm.

Es gibt freilich handfestere empirische und wissenschaftstheoretische Gründe, die Sigmund Freud als Begründer der Psychoanalyse Ende des 19. Jhd. dazu veranlasst haben, die Geschichte des Ödipus als Beobachtung des menschlichen Seelenlebens ernst zu nehmen. Aber die Bedeutung literarischer Verarbeitung solcher Beobachtungen sind nicht gering zu schätzen. Neben Ödipus sei hier auch der Mythos von Narziss erwähnt. Im 18. Und 19. Jahrhundert findet sich nebst philosophischer Literatur eine Vielzahl von Dichtkunst, die sich mit den offenen und insgeheimen Leidenschaften, der Sexualität und psychisch auffälligem Verhalten der Menschen auseinandersetzt. Marquis de Sade, E.T.A Hoffmann, Edgar Allen Poe und Hendrik

Ibsen können hier beispielsweise genannt werden. Die gesammelten Märchen der Gebrüder Grimm zeugen von einer Beschäftigung solcher Themen im sogenannten Volksmund, von biblischen Geschichten und der Bedeutung der Heiligen Jungfrau Maria ganz zu schweigen. Manche solcher Geschichten, wie z.B. Der Sandmann und Das öde Haus von E.T.A Hoffmann oder The Black Cat von Edgar Allen Poe scheinen die psychoanalytische Betrachtung bereits vorwegzunehmen.

Im Laufe der Zeit wurde die Psychoanalyse zu einem Bestandteil der Küchenpsychologie. Besonders haben sich diejenigen oft falsch verstandenen Erkenntnisse sedimentiert, die auf bereits existierende Vorurteile zu passen schienen. So werden oft ein Freudscher Versprecher schon für den Ausweis der eigentlichen Absicht des Sprechers gewertet oder Träume schematisch nach den darin vorkommenden Symbolen gedeutet, obwohl in beiden Fällen die Bedeutung für das Individuum daraus nicht hervorgeht. Auch Geschlechterrollen werden sehr leichtfertig mit Psychoanalyse begründet, obwohl sie gerade nicht zeigt, was Mann und Frau in psychischer Hinsicht sind, sondern wie sie individualpsychologisch so geworden sind. Möglicherweise bestätigt sich bei denjenigen, die das große Auto eines anderen Fahrers für eine Phalluskompensation halten, dass sie selber eben neidisch darauf sind. Das Stereotyp der hysterischen Frau, die nur mit Sex behandelt werden müsste, hält

sich weiterhin, obwohl damit, psychoanalytisch gesehen, der Widerspruch zwischen unterdrücktem Trieb und ganz bestimmten kulturellen Anforderung oder bestimmten Verdrängungen nur einseitig aufgelöst wäre. Die Psychoanalyse zielt dagegen auf den verdrängten Konflikt selbst, der in der Therapie geistig und emotional wiederholt werden soll, damit er nun bewusst und ohne Verdrängung angemessen bearbeitet werden kann. Ein anderes Missverständnis betrifft die Behauptung, die Homophobie entstehe aus verdrängten homoerotischen Neigungen. Wenn man so allgemein bleibt, muss man hinzufügen, dass jede heterosexuelle Person im Laufe ihrer individuellen Entwicklung homoerotische Neigungen verdrängt hat. Die Psychoanalyse entdeckte jedes Individuum als konstitutionell bi-sexuell, was allerdings dem Wesen nach erstmal nur das Verhältnis betrifft, in dem man etwas aktiv liebt oder passiv geliebt werden will. Das meint das psychische Geschlecht im Gegensatz zum biologischen oder kulturellen. Freud bezeichnet traditionell den aktiven Anteil als männlich und den passiven als weiblich und merkt an, dass insofern der Trieb immer männlich ist, weil dieser immer etwas anstrebt, auch wenn es ein passives Ziel ist. Von hier aus kann also trotz dieser traditionellen Bezeichnungen kein Zusammenhang zwischen dem psychischen Geschlecht und anderen Arten von Geschlechtsunterschieden gemacht werden. Das psychische Geschlecht handelt vielmehr vom Verhältnis zwi-

schen Subjekt und Objekt, dem Subjekt als Objekt und umgekehrt. Erst später in der mehr oder weniger gelungenen Überwindung des Ödipuskomplex, in dem unbewusste Identifikationen mit Personen und ihrem biologischen Geschlecht vollzogen werden, entstehen sexuelle Identitäten und Präferenzen. Damit sind für die Psychoanalyse Sexualität und Geschlechtsidentität weder einfach angeboren, noch einfach Erziehung, noch einfach freie Wahl.

Das heißt, der Ödipuskomplex spielt sich bei allen Kindern nicht nur in der einfachen Weise ab, wie sie ästhetisch in der antiken Tragödie angedeutet wurde. Der einfache Ödipuskomplex, bei dem der Junge den Vater ersetzen will, ist eine analytische Rekonstruktion und nur eine Seite des vollständigen Ödipuskomplexes. Die andere Seite ist die Identifikation mit der Mutter und damit der Wunsch, vom Vater ein Kind zu haben. Beide Seiten stehen jeweils für eine klassische Entwicklung hin zum heterosexuellen Mann bzw. zur heterosexuellen Frau. Die Bi-Sexualität des Kindes in Bezug auf die Liebesobjekte führt dazu, dass das Kind seine männliche und weibliche, also aktive und passive Seite beiden Eltern oder ähnlichen Bezugspersonen zeigt. Diese prinzipiell Offenheit wird durch die historisch relative Bedeutung des biologischen und kulturellen Geschlechts eingeschränkt, wobei die Sexualtheorien der Kinder selber einen großen Anteil daran haben. Eine dieser Theorien über die Abwesenheit und Anwesenheit des Penis

bildet die individualpsychologische Erklärung der Kastrationsangst und des Penisneids, die beide von den tatsächlichen Anforderungen zum Triebverzicht und den historisch relativen Umgang mit Sexualität begleitet werden.

Man kann nun, insbesondere bei der Kastrationsangst und dem Penisneid, die Nase rümpfen und die Psychoanalyse im schlimmsten Fall als sexistisch oder im milderen Fall relativ zur gesellschaftlichen und kulturellen Ordnung beurteilen. In beiden Fällen ist eine Wahrheit der Psychoanalyse zur Sexualität und zum Geschlecht ausgesprochen. Sie hat zum Gegenstand, wie Sexualität und Geschlecht geworden und psychisch vermittelt sind, das schließt auch den allgemein verbreiteten Sexismus in der Kultur ein. Die Vermittlung Geschlechterrollen ist aber kein bloß äußerlicher Vorgang. Eine als bloß äußerlich verstandene Sozialisierung kann über die psychischen Motivationen der Einzelnen nichts sagen. Sie wären nur füllbare Gefäße ohne lebendigen Leib und Geschichte. Die Psychoanalyse aber geht von der Eigendynamik der Psyche sowie der irreduziblen Bedeutung des psychisch Erlebten aus, die beide mit allgemeinen Begriffen, aber immer im Zusammenhang der individuellen Erfahrung beurteilt werden. Die Rekonstruktion des wirklich Gewesenen ist dabei zweitrangig, da es vielmehr darum geht, wie das Gewesene sich psychisch niedergeschlagen hat und durch nachträgliche Deutungen interpretiert wurde. Am Ende der The-

rapie soll das Individuum stehen, welches mit seinen unzureichend bearbeiteten Konflikten aus der Kindheit – dem systematischen Quell vieler späterer Symptome – besser, nämlich freier umgehen kann. So hält die Psychoanalyse auch dort am individuellen Subjekt fest, wo sie dieses in seinen Abhängigkeiten und seinem Gewordensein bestimmt. Nur ein tätiges, liebendes, sich mit sich und anderen identifizierendes Subjekt kann vereinnahmend sein, gekränkt und verängstigt werden. Die Angst vor dem Verlust des Vermögens, der Macht, seine Bedürfnisse befriedigen zu können und die gefühlte Minderwertigkeit dieses Vermögen bereits berechtigterweise verloren zu haben, bilden den allgemeinen Hintergrund für die Kastrationsangst und den Penisneid. Die Anwesenheit oder Abwesenheit des Penis ist darin nur ein Element, wenn auch der Psychoanalyse zufolge ein sehr einflussreiches, sodass Freud von der Biologie als Schicksal sprach. Er betonte aber zugleich, dass die biologischen Mädchen am Anfang sich gar nicht für kastriert halten und dies erst im Laufe ihrer Erfahrung mit anderen biologisch männlichen Kindern und Erwachsenen anfangen zu glauben, so wie auch der biologische Junge erst durch Erfahrung mit biologisch weiblichen Personen die Kastration für möglich hält. Die Kinder gehen erstmal von sich selber aus und entwickeln eigene Theorien über sich selbst und andere. Die Anerkennung der eingebildeten Kastration ist derweil kein notwendiger Schluss, kann konfrontiert, sogar überwunden werden und führt zu Abweichungen von der heterosexuellen Geschlechtsidentität.

Heterosexualität steht in der Psychoanalyse dabei keineswegs für die Normalentwicklung. Diese hat ihren Maßstab entweder nur in der Fortpflanzung oder in der freien Beweglichkeit sexu-

eller Triebe, die das Individuum dazu befähigen zu lieben und geliebt zu werden. Die Fortpflanzung ist für Kinder gar kein Maßstab für ihre Bi-Sexualität und muss es auch für Erwachsene nicht sein. Die Entwicklung zur Heterosexualität ist daher für Freud nicht weniger erklärungsbedürftig als die Entwicklung zur Homosexualität. Ebenso sind Perversionen nicht per se negativ zu beurteilen, solange sie nicht das Sexualobjekt ersetzen. Den Perversionen und der Sexualüberschätzung, die den ganzen Menschen anstatt nur das Genital zum Sexualobjekt macht, verdankt das Liebesleben eine ganze Reihe von Erotik, sei es der Kuss, die Seelenverwandtschaft und allerlei Assoziationen mit Mode, Reichtum und Macht. Besonders da tritt der Einfluss gesellschaftlicher Normen offen zutage. Nimmt man die Bi-Sexualität des Kindes ernst, dann ist dessen multiperverse Neigung näher an der Normalität als die Festlegung auf ein Geschlecht, wobei offen bleiben muss, wie sehr diese Festlegung selber erst zu derjenigen Liebe führt, die als besonders innige und erfüllende Zweisamkeit des gefühlten Unterschieds erstrebt wird. Abgesehen davon gilt aber die bekannte Polemik, dass Liebe krank macht und daher Normalität, Perversion und Pathologie in menschlichen Angelegenheiten nicht immer leicht zu trennen sind.

Liebe ist auch Selbstliebe und die Kränkung dieser Liebe die Hauptursache für psychisches Leid. Das kann ein so wahrgenommener Liebesentzug durch andere Personen sein oder eine heftige Erfahrung, dass man doch nicht so ist, wie die Idealvorstellungen von einem selber verlangen oder verbieten. Das ist einerseits eine individuelle Erfahrung, andererseits nannte Freud die Psychoanalyse die dritte Kränkung der Menschheit, eben weil sie zeigte, dass

sich der Mensch falsche Idealvorstellungen von sich gemacht hat, so wie schon die kopernikanische Wende und die darwinsche Evolutionstheorie, laut Freud die erste und zweite Kränkung der Menschheit, gezeigt haben. Doch diese Kränkungen heißen nun nicht, den Menschen aus dem Zentrum seines Universums oder ins bloße Tierreich zu stoßen. Ebenso ist die Kränkung, man sei in seinem Denken, Fühlen und Handeln gar nicht so selbstbestimmt, wie man sich selbst dünkt, kein Grund sich einem vermeintlichen Schicksal zu ergeben und jegliche Verantwortung abzutreten. Die Entwicklung des Menschen als Gattungswesen wie auch als Individuum ist auch eine Geschichte der Selbstbehauptungen, die allerdings in einer eigentümlichen widersprüchlichen Weise auch Selbstverleugnungen sind. Im einfachen Ödipuskomplex steht der Junge vor der Wahl, weiter gegenüber der Autorität, dem Vater, Triebverzicht zu leisten oder den Vater zu überwinden. Die Autorität und Macht, dies zu tun, nimmt der Junge von keinem anderen als dem Vater selbst, mit dem er sich identifiziert, also auch liebt. Mit der so geliehenen Macht wird der Vater und ein Teil des Jungen selbst gestürzt. Dieser Sturz erzeugt zugleich ein starkes Schuldgefühl, das an der doppelten Identifizierung festhält. Der gestürzte Vater geht in das Ich des Jungen ein, der mächtige Vater oder vielmehr seine Gebote und Verbote werden im Über-Ich verinnerlicht, das nunmehr über das Ich die gleiche Herrschaft ausübt, wie der Vater zuvor. So fand eine Selbstbehauptung statt, indem von der konkreten Autorität abstrahiert wurde. Aber es fand auch durch die Identifizierung mit dieser Autorität, um diese Abstraktion bewerkstelligen zu können, eine Selbstverleugnung statt, da das Verbot, die Mutter zu besitzen, als äußerliches, väterliches Ver-

bot verschwindet, aber als inneres mit ambivalentem Ekel und Schamgefühl wiederaufersteht. Der einfache Ödipuskomplex und seine Auflösung werden verdrängt und erscheinen nunmehr im Gewissen, gefüllt mit den elterlichen Normen und der sexuellen Identität. Als Ödipus in antiker Dramatik erkannte, den Vater wirklich ermordet und mit der Mutter geschlafen zu haben, kehrt in ihm das Schuldgefühl so stark wieder, dass er keinen Ausweg mehr sieht, als die angedrohte Kastration, die seinen Triebverzicht damals äußerlich und später innerlich motivierte, selber zu vollziehen. Er blendet sich, weil er im metaphorischen Sinne blind war und zugleich sehenden Auges ins Unheil stürzte. In der antiken Tragödie ist der Trieb als Schicksal mythologisiert und seine Erfüllung wird von einem blinden Seher prophezeit. Hier kehren die verdrängte Tat, inklusive der verdrängten Liebesobjekte, die Mutter und der gestürzte Vater, vollständig wieder. Diese Rückkehr des verdrängten Objekts ist der materialistische Gehalt der Psychoanalyse. Die geistig eingebilddete und tatsächliche Herrschaft des Subjekts über seine Gegenstände ist mit Verdrängung und wiederkehrendem Unheil erkaufte. Die Tragödie des Ödipus bleibt auch unser aller Tragödie, wenn jeder seinen Ödipus verleugnet.

von Dr. des. Enrico Pfau



Gibs auf.

Für Leonard Stecyk

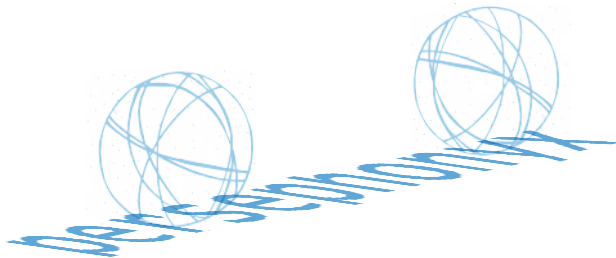
Du befindest dich also an irgendeinem Punkt deiner geisteswissenschaftlichen akademischen Laufbahn und bist, sagen wir, ganz zufrieden mit deinem bisherigen Voranschreiten, deinem Wissen, deinen Erfolgen und Leistungen?

Dennoch kommen Dir ab und an gewisse Zweifel daran, ob das, was du bisher erreicht hast, ausreicht, ob du gut genug bist, das Gefühl der Unsicherheit, ob es nicht vielleicht doch jemanden gibt, der dir so viele Schritte voraus ist, dass es eigentlich sinnlos wäre, überhaupt noch weiterzulaufen?

Zweifel, die du aber immer wieder schnell abgetan hast mit der beruhigenden Stimme eines Sören Kierkegaard, nach dem "das Vergleichen" mit anderen ja "das Ende des Glücks und den Anfang der Unzufriedenheit" bedeutet?

Deine Zweifel sind berechtigt. Es gibt ihn. Er, d.i.: der Inbegriff des Akademikers. Er weiß, dass du nicht weißt, ob das erwähnte Zitat, das du einmal auf aphorismen.de gefunden und für inspirierend befunden hast, tatsächlich von Kierkegaard stammt oder ihm fälschlich zugeschrieben wurde. Er weiß, ob es tatsächlich von Kierkegaard stammt.

Aber: nicht so schnell: wehre den Anfängen: als du dich in der siebten Klasse gebildet und kultiviert gefühlt hast, weil du schon – und das aus Eigeninitiative – Die Leiden des jungen Werther gelesen hattest, während die anderen Fußball gespielt haben, saß er in seinem Kinderzimmer neben seinem fünfzehn Jahre älteren Cousin und argumentierte aufschlussreich gegen dessen Deutung der Hegelschen Rechtsphilosophie, mit Erläuterungen, die er nur kurze Zeit später in einem bald feierlich veröffentlichten Aufsatz explizierte, auf den du dich – trotz größtem Widerstreben – wegen seiner Originalität und der Stringenz in der Argumentation in einem deiner tastenden Forschungsvorhaben viele Jahre später einfach beziehen musst. Während du nun also auf seinen längst zugewachsenen Pfaden stolperst, veröffentlicht er in seinem ersten Jahr an der Universität, obgleich zwar noch minderjährig, seine erste Monographie, die ihm nicht nur Einladungen zu Vorträgen und Podiumsdiskussionen einbringt, sondern ihm zudem dadurch sein Studium erleichtert, dass ihm in der Folge der Veröffentlichung die Stipendien, auf die du dich größtenteils erfolglos beworben hast, angeboten werden. Seine neuesten Wege sind dir unbekannt, und dass du sie nicht recherchierst, ist vielleicht auch besser so, nachdem du, als du das letzte Mal nachgeschaut hast, sogar bei dem Versuch, die Abstracts seiner Arbeiten zu verstehen, verzweifelt bist.



Immerhin kannst du dich, wenn auch auf einem viel, viel niedrigeren Niveau, bezüglich deiner jedenfalls "ganz passabel" ausfallenden Selbsteinschätzung ein klein wenig bestätigt fühlen, weil du erkannt hast, dass der Titel dieses Textes eine Anspielung auf den gleichnamigen Text Kafkas ist, den dieser 1922 in einem seiner berühmten Oktavhefte niederschrieb. Nur weiß er, dass das nicht stimmt; er weiß, dass der Titel ursprünglich nicht von Kafka stammt, sondern von seinem Freund und Nachlassverwalter Max Brod postum zwecks Edition der Werke seines verstorbenen Freundes erdacht wurde, und dass Kafka den Text eigentlich mit Ein Kommentar überschrieben hatte (was eine besondere Peinlichkeit für dich darstellt, da sogar Wikipedia diese Informationen verzeichnet). Er weiß ebenfalls, dass es sich nicht um eines der "berühmten" Oktavhefte handelt, aus dem Brod den Text entnahm, sondern um ein schwarzes Quartheft, das in der Forschungsliteratur zu Kafka gemeinhin auch als "Ehepaar-Heft" bezeichnet wird, und ihm erscheint der Schwung von Kafkas Schrift luzid vor dem geistigen Auge, wenn er sich den Text – den er übrigens auswendig kennt – in Erinnerung ruft. (Zudem weiß er, dass der falsche, Brodsche Titel an dieser Stelle nur übernommen wurde, um deine Verunsicherung noch zu vergrößern.)

Und dabei ist das Werk Franz Kafkas nicht einmal eines seiner Spezialgebiete. Unter dessen plagt dich die Angst, dass du dich in deinen Studien etwas zu sehr auf deine ein, zwei Bereiche spezialisierst, sodass du zwar "großes" Wissen über vereinzelte Themen zusammensammelst, dein Allgemeinwissen dabei aber – schlicht aus Zeitmangel – auf der Strecke bleibt. Diese Angst ist begründet. Selbst wenn man einmal davon absieht, dass er auch über deine eigenen Forschungsschwerpunkte besser bescheid weiß als du selbst und dir gute Ratschläge und einschlägige kritische Kommentare zu deinen Thesen unterbreiten könnte (die du dir aber natürlich niemals einholen wirst) – selbst wenn man dies für einen kurzen Moment ignoriert: Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass er die Instanz ist, die den Vorwurf des "Jetzt erst?", des "Immer noch nicht?" und des "Zu spät." eigentlich erst möglich macht. Wenn du also das Gefühl hast, dass du es dir nach einem langen Tag verdient hast, mit einer Serie oder einem Buch abzuschalten, vielleicht etwas zu spielen oder mit Freunden auszugehen: Du hast es dir nicht verdient. Bedenke, dass du dich mit jeder Minute, die sinnlos verfliegt, auch von deinem lächerlichsten Ziel noch entfernst. Bedenke, dass er dich in den auf solche Stunden der Zerstreuung folgenden Nächten heimsuchen wird; dass du im Traum deine Studien nachholen wirst, und stundenlang an einer Kritik arbeitest, mit der du glaubst, einen kleinen Denkfehler in einem seiner Argumente entlarven zu können; dass er im Verlauf des Traums dann deine Kritik in einem Nebensatz wie beiläufig nichtig macht, und das, bevor du sie ihm überhaupt unterbreiten konntest, als hätte er erkannt, dass du einen solchen Einwand äußern wolltest, und als hätte er – in seiner Gutmütigkeit – dir die Demütigung der spielerischen Entkräftung deines haltlosen Einwandes ersparen wollen.

Auch die letzten, geheimsten und kleinsten Fluchtwege sind dir versperrt. Denk an das Buch, von dem du glaubst, dass es niemand – das heißt: so gut wie niemand – je gelesen hat; das unbekannte, aber in deinen Augen brillante Werk, auf dessen Entdeckung in irgendeiner Randnotiz oder einem Antiquariat du insgeheim so unglaublich stolz bist, dass du das Buch noch Wochen nach dem Lesen nicht in das Regal gestellt, sondern an einem gut sichtbaren Ort platziert hast, in der Hoffnung, jemand würde dich einmal darauf ansprechen. Hast du es? Nun, das ist ja interessant – er hat es schon gelesen. Er hat es zweimal gelesen. Du hast es zweimal gelesen? Er hat es dreimal gelesen. Er hat es vor dir gelesen. Er hat es dreimal gelesen, bevor du es einmal 4 gelesen hast. Er hat es immer zweimal mehr wie du gelesen; denn er ist immer zweimal mehr wie du. Das aber ist keineswegs auf eine belustigende und damit beschwichtigende Art und Weise zu verstehen, wie etwa bei einem Kind, das sich aus lauter Verzweiflung in den Spott dieser Aussage flüchtet. Vielmehr sind dir diese kindlichen Worte in den Mund gelegt. Du willst die Wahrheit der Aussage durch die Flucht in den kindlichen Spott kleinreden. Das wird nicht funktionieren. Du kannst dir deinen Sarkasmus sparen. Er wird dir nicht helfen. Wenn die Wahrheit so offensichtlich ist, wie in diesem Fall – denn es besteht gar kein Zweifel daran –, fällt dein Sarkasmus noch hinter kindlichen Spott zurück und offenbart nur, dass du eben nicht über den Dingen stehst, sondern mit spottenden Klageschreien in ihnen versinkst. Um noch einmal Kafka zu bedienen (und keine Angst, zitiert wird eine Erzählung, die du mit Sicherheit kennst): "Zehntausendmal!", sagte Georg, um den Vater zu verlachen, aber noch in seinem Munde bekam das Wort einen totersten Klang."

Eine Psychoanalyse beginnen.

Ein Erfahrungsbericht über den langen Weg vom Leidensdruck zur Therapie.

Sogar innerhalb eines Umfeldes, in dem ein grundlegendes Gespür für psychische Leiden gegeben ist, bleibt der Beginn einer Psychoanalyse ein Ringen mit sich und den Umständen. Viele im Umfeld können eine Therapie machen oder schon abgeschlossen haben, man kann einsehen, wie hilfreich und erkenntnisreich eine Therapie sein kann und es vermutlich fast jedem sogar selbst empfehlen. Selbst eine Therapie, gerade eine Psychoanalyse, anzufangen, fiel bei mir trotzdem schwer.

Mein erster direkter Kontakt mit Therapien war das Resultat einer akuten Krise, die so gut wie alle meine alltäglichen Funktionen extremer Einschränkung unterworfen hat. Das Scheitern an einer Hausarbeit und an meinen eigenen Ansprüchen daran, was ich heute anfangen, das war nur die Krönung auf der Sahnehaube eines ganzen Komplexes von grundlegenden Problemen. Diese Einsicht brachte mich zur psychischen Beratungsstelle meiner damaligen Universität. Aber erst nachdem das Schlimmste vorbei war, vorher war nicht einmal daran zu denken, einen Termin abzumachen. Dort hieß es: Fragebogen ausfüllen und mit einer angehenden Therapeutin durchgehen, die Empfehlung für eine Gruppe zu Schreibproblemen bekommen, Flyer einpacken, Diagnose bekommen und einen nächsten Termin einen Monat später ausmachen. Bei diesem war die Therapeutin krank, das war das Ende meiner Besuche bei der psychischen Beratungsstelle der Universität. Ich habe ohnehin wieder funktioniert, die Hausarbeit geschrieben und abgegeben, meinen Bachelor gemacht.

Seitdem sind Jahre ins Land gegangen. Heute mache ich eine Psychoanalyse.

Neben der Verdrängung von Leidensdruck und den notwendig zu nehmenden Hürden, ist das Funktionieren im Alltag ein großer Grund für die lange Zeit, die zwischen meiner ersten Erkenntnis eines Problems und dem Beginn der Psychoanalyse liegt. Die große Frustration, an die Grenzen dessen zu gelangen, was man alleine an sich selbst sehen, verstehen und verändern oder akzeptieren kann, der Motor, wegen dem es letztendlich dennoch passiert ist. Abstrakt habe ich über diese Jahre immer wieder mit dem Gedanken gespielt, eine Therapie anzufangen. Ich habe mich für meine Bachelorarbeit theoretisch mit Psychoanalyse befasst und verstanden, dass eins der Probleme meines ersten Versuches die Oberflächlichkeit war, auf der Abfragen, Diagnosen wie Hilfestellungen stattgefunden haben. Symptombehandlung mag in akuten Krisenfällen sehr wichtig und notwendig sein – so hat auch Verhaltenstherapie ihren Grund –, aber die Empfehlung, zu einer Gruppe zu Schreibproblemen zu gehen, trifft selbst den Grund für die Schreibprobleme und vor allem für den Totalausfall beim Scheitern nicht. Mit ihr kann ich lediglich besser funktionieren und meine Aufgaben bewältigen. Eine Psychoanalyse – so war es meine Einschätzung nach der theoretischen Beschäftigung mit ihr – könnte tiefer gehen und tatsächlich zu dem Grund der Probleme vordringen, die ich langsam zu erahnen begann.

In den ersten Master-Semestern machte sich die Dringlichkeit wieder unüberschreibbar bemerkbar: Druck, die erste Hausarbeit, unerfüllbare Selbst-Anforderungen, Unsicherheiten und Angst – ich bekam Panik, wenn ich mich in einem Seminar zu Wort meldete, machte es trotzdem, bekam es in den Griff. Ich

entschied nach Gesprächen mit Freunden, deren Erfahrungen mit Analysen und tiefenpsychologischen Gesprächstherapien, es mit einer Analyse zu versuchen. Ich wusste, dass viele sich direkt bei Therapeuten und Therapeutinnen meldeten. Einige schrieben ganze Excel-Tabellen mit den angebotenen Therapieformen, Telefonnummern und Sprechzeiten, wen sie bereits angefragt hatten, wann man sich dort wieder melden konnte, wessen Warteliste noch Platz hatte. Die Vorstellung auf diese Weise nach freien Plätzen zu suchen lähmte den Impuls jedoch bereits im Aufkommen. Das und die Angst davor, was der Beginn im Endeffekt bedeuten würde – was ich an mir verlieren könnte, was ich an mir vielleicht einsehen müsste, was an Unschönem alles geborgen werden könnte und was ich an meinem Alltag alles verändern müsste. Zudem hörte man im Zuge der Pandemie immer wieder von überfüllten Wartelisten. Es ist eines, so meine Erkenntnis, einzusehen, dass man eine Analyse braucht und etwas anderes, sie tatsächlich zu beginnen. Also versuchte ich es mir einem Trick: Ich erzählte einigen Personen davon, dass ich eine Analyse anfangen wolle. So wurde es automatisch schwerer, es vollständig zu verdrängen und zu vergessen, mich darum zu kümmern. Ich verlegte meine innere Kontrolle nach außen – meine Schwester fragte mich zum Beispiel immer wieder, ob ich mich schon darum gekümmert habe. Es ist ein großer Vorteil, wenn Freunde in derselben Stadt bereits eine Analyse machen, so erfuhr ich von dem Konzept psychoanalytischer Vereine und Institute, von denen es in Bremen mehrere gibt, Zusammenschlüssen mehrerer Analytiker und Analytikerinnen nach bestimmten Grundsätzen. Dort kann man sich in einem gemeinsam betriebenen Sekretariat melden und wird dann



an freiwerdende Therapeuten weitergeleitet, falls es möglich ist – ohne, dass man jeden einzelnen selbst anrufen und nachfragen muss. (Hätte ich das tun müssen, vielleicht würde ich heute noch keine Analyse machen). Selbst dieser eine Anruf war sehr schwer gegen die eigenen Widerstände durchzuführen, aber es gelang schließlich. Die Antwort: Die Warteliste ist derzeit voll, melden Sie sich in einem Vierteljahr wieder. Entschuldigen Sie.

Ich schrieb mir extra, um gegen die Verdrängung zu arbeiten, einen Eintrag in meinem Kalender exakt ein Vierteljahr später – es gingen dann doch circa sechs Monate ins Land, bevor ich mich wieder überwinden konnte. Zwischenzeitlich wurde es nochmal klarer, wie nötig es tatsächlich war, ich schaffte es trotzdem erst nach mehrmaliger Erinnerung durch meine Schwester und Freunde. Diesmal wurde ich auf die Warteliste gesetzt und es war klar, dass das Sekretariat nun mich anrufen würde, wenn es einen freien Platz gäbe. Pure Erleichterung – damit war tatsächlich die schwerste Hürde genommen. Einen Monat später bekam ich den Anruf und verschiedene mögliche Termine, um mit meinem zukünftigen Therapeuten die Erstgespräche zu beginnen.

Die Absurdität der Erstgespräche ist, dass man das Gefühl hat, beweisen zu müssen, dass man beschädigt genug ist, dass die Krankenkasse die Therapie für einen bezahlt und zugleich den Therapeuten nicht kennt. Ich selbst empfehle, diese Spannung anzusprechen und sie so zu einem eigenen Thema des Gesprächs zu machen. Das hat mir sehr geholfen, damit umzugehen. Die Erstgespräche sind der Ort, an dem man die Möglichkeit hat zu klären, was einem wichtig ist: Was wird der Turnus der Therapie sein? Da gibt es eine Empfehlung des Therapeuten, über die man gemeinsam sprechen kann. Passt der Therapeut überhaupt zu mir? Habe ich das Gefühl, mit ihm oder ihr gut arbeiten zu können? Darf ich Stunden auch mal absagen, nicht nur wenn ich krank bin, sondern auch wenn ich in ein Konzert gehen möchte? Und so weiter. Es gibt auch eine Empfehlung, welche Form der Therapie sich anbietet – tiefenpsychologisch oder analytisch zum Beispiel. Bietet der Therapeut einem eine Therapie an, dann muss vom Hausarzt ein Bericht angefordert werden. Das bedeutet man muss mit dem Hausarzt über die Symptome sprechen, die man hat, was ausschließen soll, dass es klassische medizinische Ursachen für die Symptome

gibt – das kann unter Umständen auch unangenehm sein. Dann schreibt der Therapeut ein Gutachten für die Krankenkasse und man muss darauf warten, ob die Krankenkasse die Behandlung übernimmt, oder nicht. Erst wenn diese Bestätigung vorliegt, kann man den ersten Termin ausmachen. Bei mir war das nochmals sechs Monate später.

Der Start einer Therapie war für mich also alles andere als einfach, hat einen Anlauf von mehreren Jahren gedauert und Hilfe aus von meinem Umfeld gebraucht. Das ist mit Sicherheit nicht zwingend so, einige erschwerenden Umstände wie die Knappheit von Therapeuten und Therapeutinnen und gerade in Städten ohne Zusammenschlüsse von Therapeuten (wie Oldenburg) der große Aufwand und die vielen Abweisungen, können aber jeden leicht demotivieren – erst recht in einer akuten Krise. Ich würde auch lügen, wenn ich behaupten würde, dass es danach einfach würde. Eine Therapie ist harte Arbeit. Aber hat man wie ich das Gefühl, mit sich festzustecken und nicht alleine weiter zu kommen, ist es zugleich auch eine immense Erleichterung mit dieser Arbeit beginnen zu können und nicht mehr mit ihr alleine zu sein.

Von Elfriede Renée Bernhard

Das kleine Welt-jubiläum

Schon im Wintersemester 2021/22 feierte „Die kleine Weltbühne“ ihr fünfjähriges Bestehen.

Seit fast sechs Jahren gibt es an der Universität eine Publikation, die sich kritisch mit Hochschule, Wissenschaft und der Gesellschaft, in der diese stattfindet, auseinandersetzt.

Für eine Ausstellung aus diesem Anlass öffneten im Sommer die Räume der ehemaligen Buchhandlung im Mensafoyer des Campus Haarentor ihre Türen. Mit einer Auswahl aus Artikeln, allen Titelmotiven und künstlerischen Beiträgen hatte die Ausstellung zum Ziel, die Entwicklung der Zeitschrift abzubilden. Dabei ging es auch darum, allen Schwerpunkten der Zeitschrift – Hochschulpolitik, kritische Wissenschaft, sowieso Campuskultur & Kunst – gleichermaßen Platz einzuräumen.

Die Ausstellung war darüber hinaus aber auch als Raum angelegt, in dem man in ein Gespräch zu den Inhalten der Zeitschrift kommen könnte.

Diese Art des Forums fehlt in der Veröffentlichungslogik einer Zeitschrift sonst oft, denn auch wenn man immer E-Mails an uns adressieren und Treffen mit uns vereinbaren kann - etwa wenn man eigene Ideen für Artikel hat - ist doch der persönliche Austausch unverzichtbar.

Wenn ihr selbst Idee oder Gedanken dazu habt, schreibt gerne an

kleine.weltbuehne@asta-oldenburg.de

Wir danken allen Layouter_innen, Redakteur_innen und weiteren Mitwirkenden an der Zeitschrift!





Refugium für das von Wissenschaft vergessene Journal of **Unsolved Questions**

Interview mit Kevin Machel

Das "Journal of Unsolved Questions" („JUNQ“) gibt es jetzt seit über zehn Jahren. Wie kann man Ziel und Inhalt des Journals auf den Punkt bringen?

Ich glaube am einfachsten kann man das Ziel des Journals so kondensieren, dass wir Negativergebnisse in der Wissenschaft salonfähig machen wollen. In der Form, dass wir möchten, dass jemand eine Arbeit publiziert, die gut ausgearbeitet ist,

auch wenn dann ein Negativergebnis entsteht - es hat etwa eine Methode nicht funktioniert, um Daten zu erheben, die man vorher in der Hypothese erwartet hatte. Ein zweitrangiges Ziel ist außerdem, dass wir die Open Science Kultur fördern wollen und diese beispielhaft leben wollen, etwa durch Open Access. Wir wollen auch auf Mißstände in der Wissenschaft aufmerksam machen. Das war am Anfang noch stärker im Fokus, als es derzeit der Fall ist. Das sind die Kernaspekte, die das Journal ausmachen.

Die Zeitschrift ist, wenn ich es richtig verstanden habe, ursprünglich aus studentischen Kreisen hervorgegangen. Ist das in der konkreten Arbeit immer noch so? Wer arbeitet alles mit? (Fachlicher Hintergrund etc.)

Wir arbeiten auf Basis eines eingetragenen Vereins, das heißt, die Mitglieder unserer Redaktion sind alle Ehrenamtliche. Es entstehen vor allem Druckkosten und falls wir Vorträge ausrichten oder an Konferenzen teilnehmen.

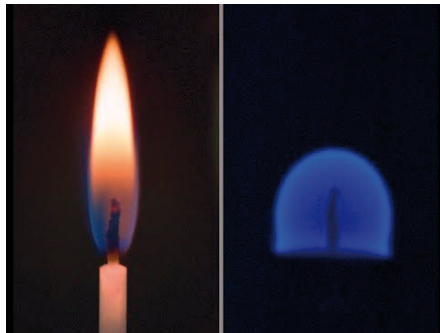
Das sieht dann so aus, dass wir immer Studierende in der Redaktion haben. Ich persönlich bin jetzt gerade an meiner Masterarbeit, aber bin auch schon vor 3 Semestern dem Ganzen beigetreten. Ansonsten ist es ein gewisser Über-

gang: die Leute kommen als Studenten oder Doktoranden, bleiben zwei oder drei Jahre und gehen dann wieder. Manche sind uns aber auch schon sechs oder sieben Jahre erhalten geblieben. Das ist auch gut, wenn es alte Hasen gibt, die ein bißchen Struktur mitgeben. Ansonsten ist es so, wie man es aus anderen ehrenamtlichen Gremien kennt, mit einem regelmäßigen Durchwechsel.

Das Journal wird oft auch als Akronym geschrieben, dann heißt es JUNQ und ist damit homophon zum Wort Junk, also Müll. Ich schätze das ist beabsichtigt, weil es inhaltlich zum Vorurteil über das, was veröffentlicht wird, passt? Ist das gleichzeitig ein Zeichen, dass es auch eine gewisse selbstironische Note gibt?

Man sieht es jetzt leider nicht durch die Maske, weil ich noch mit Kollegen hier bin, aber ich grinse breit. Das Wortspiel mit dem Müll ist absolut beabsichtigt. Wir machen das Ganze mit Herzblut, aber wir nehmen uns dabei auch wieder nicht so ernst. Aber um auf die Frage noch näher einzugehen: in meinen Augen haben Negativergebnisse noch längst nicht den Stellenwert, der ihnen zusteht. Negativergebnisse sind genauso wertvoll wie positive. Man hat eine Hypothese, führt ein Experiment durch, und was am Ende herauskommt das ist das Ergebnis - ob positiv oder negativ. Das darf doch keinen Unterschied machen für eine Veröffentlichung! Es muss dokumentiert sein für die Nachwelt: dieses Experiment wurde ausgehend von dieser Hypothese gemacht und die Hypothese so getestet, und das ist dann das, was dabei rumkommt. Es hat sich aber seit der Gründung des JunQ vor über zehn Jahren schon eine Menge getan. Gerade in der ersten Zweitausender Dekade ist das Thema

sehr hochgeköcht. In der Zeit wurde auch unser Journal gegründet, da war die Situation aber noch sehr prekär. Es wurde immer mal wieder drüber geredet, aber in der Publikationswelt gab es eigentlich kein Angebot. Heutzutage ist es schon so, dass es vielerorts das Angebot gibt. Gerade in der Medizin findet es immer weitere Verbreitung. Man meldet Studien dabei im Vorfeld an. Wenn dann zwei, drei Jahre später immer noch nichts zu dieser Studie publiziert ist, dann weiß man zumindest, dass dabei wohl nichts rumkam, weil ansonsten dazu publiziert worden wäre. Das ist noch nicht ideal, weil eigentlich geht es bei den Negativergebnissen nicht nur darum, zu zeigen, dass etwas nicht klappt, sondern den Prozess so transparent zu machen, das andere nachvollziehen können, warum es nicht klappt. Es kann ja auch mitunter einen systematischen Effekt geben, warum gewisse Dinge nicht klappen. Das weiß man nicht, wenn er noch nicht beschrieben ist. Es gibt dann keine Möglichkeit, dieses Wissen zu nutzen. Es gibt aber mittlerweile ganze eigene Negative-Result Journals, etwa das 'Pharmaceuticals Negative Results Journal', ein Fachjournal aus der Pharmazie. Gerade die Pharmazie und die pharmazeutische Industrie hat ein großes Interesse daran, zu sehen, was nicht funktioniert hat und was - auf gut deutsch - ein Rohrkrepierer war. Wenn man sich die Entwicklungszeit eines Medikament ansieht, dann erkennt man, dass das teilweise 10 Jahre braucht und Unsummen an Geld. Wenn man im Vorfeld allein aus der Lektüre der Artikel ersehen kann, dass diese oder jene Kombination nicht funktioniert, dann spart man effektiv Zeit, Geld und Ressourcen. Es ist also schon ein bisschen passiert, das ist in meinen Augen aber noch nicht ausreichend.



How does a candle burn in zero gravity?

A candle on Earth (left) and in microgravity (right)

Quelle: <https://junq.info/?p=3515>

Die Bedeutung der Negativergebnisse klingt sehr plausibel. Wie erklären Sie sich, dass das so lange kaum eine Rolle spielte? Hat es etwas mit einer Logik des Wissenschaftsbetriebes zu tun?

Ein Phänomen, was leider sehr problematisch in der Wissenschaft ist, ist Konkurrenz. Weil damit Angst verbunden ist. Angenommen, ich publiziere eine Studie mit einem negativen Ergebnis und eine andere Gruppe, die im gleichen Feld forscht, sieht das, dann wissen sie: ah, das haben sie probiert, dann probieren wir das gar nicht oder wir müssen es so und so anpassen. Dann klappt es deswegen bei den anderen. Dann wird ein oder zwei Jahre später etwas sehr Ähnliches publiziert, wo es aber ein positives Ergebnis gibt. Wenn man das von Außen betrachtet, dann würde man natürlich denken: das ist doch egal, Hauptsache man hat es am Ende herausgefunden. Aber für die eigentlich Forschenden, die daran beteiligt sind, kann das für die Karriere ein Problem sein. Man ist meist auf temporären Projektverträgen. Wenn man dann nach zwei Jahren nur sagen kann: "ich habe hundert Wege gefunden, wie es nicht geht", um es salopp zu formulieren, dann reicht das nicht, um den Vertrag zu verlängern. Dann hängt da eine ganze Existenz dran. Es ist ein intrinsisches Problem unserer ganzen Wissenschaftslandschaft, dass wir auf diese Weise Forschende anstellen und bezahlen. Dieses Konkurrenzdenken wird man deswegen nicht los. Das ist das Hauptproblem.

Was man zum anderen oft gar nicht meint, ist, dass das Auswerten und Publizieren von Negativergebnissen aufwendiger ist. Bei einem Positivergebnis habe ich meine Hypothese, ich werte die Daten aus, und die Daten passen dann zur Hypothese. Ich kann dann

auch noch sagen, dass ich es statisch ein paar Mal gemacht habe und zeigen, dass es passt. Das ist relativ einfach.

Wenn Sie aber eine Hypothese haben, in der es heißt, dass dieses und jenes dabei herauskommen sollte, dann das Experiment machen und am Ende bei der Auswertung eine gänzlich anderer Wert herauskommt, dann wissen Sie gar nicht unmittelbar, wie Sie anfangen können das zu diskutieren. Ich kann erstmal nur sagen, dass ich die Hypothese damit nicht bestätigen konnte. Die Interpretation, woran es gelegen haben könnte, ist tatsächlich kniffliger. Ich muss mir also Mehrarbeit machen, und die kann wie erwähnt auch noch negative Folgen für mich haben. Das macht es sehr schwer, negative Ergebnisse zu publizieren.

Wenn ich das, was sie über das Interesse an Negativergebnissen sagen, richtig verstehe, dann gibt es offenbar gewisse Konjunkturen - vor zehn Jahren interessierte das Thema der Negativergebnisse keinen, dann kam es mehr, ging wieder zurück und nimmt jetzt wieder zu. Kann man sich das erklären? Gibt es Gründe die das Interesse beeinflussen?

Das ist eine gute Frage, die ich auch schon öfter mit Leuten diskutiert habe. Aus der Motivation heraus: wie kann man es schaffen, dass das Thema permanent wichtig ist, und nicht nur temporär als Trend und dann wieder vernachlässigt wird? Ich denke, das Thema kam das erste Mal im Zuge der Open Science Bewegung Mitte der Zweitausender Jahre auf den Schirm. Was uns in den letzten drei, vier Jahren viel beschäftigt hat, in den Sozialwissenschaften und der Psychologie insbesondere, war die Reproduktionskrise. Es ist in den letzten Jahren als ein

riesiges Problem evident geworden. Im Zuge dessen beschäftigt man sich aktuell auch wieder mehr damit: Wie sollten wir publizieren? Was gehört alles dazu? Eine Best-Practice für Open Science ist etwas, wo die Leute gerade daran arbeiten. Das kann man an dem Zuwachs an Veranstaltungen dazu sehen. Ich denke im Zuge dessen wird das Thema wieder mehr wahrgenommen.

Wenn man sich die Statistiken ansieht, wie oft wissenschaftliche Artikel gelesen werden, dann stellt man fest, dass einige wenige Artikel sehr oft gelesen werden, und die große Mehrheit kaum oder gar nicht rezipiert wird. Bei der Frage, wie man die Publikation von Negativergebnissen stärken kann, müsste man dieses Problem ja eigentlich mit diskutieren, wie man dieses systematisch angehen könnte, denn ansonsten hat man einfach noch mehr Publikationen, die nicht wahrgenommen werden, oder?

Das ist eine absolut gute und wichtige Frage. Es gibt selbst im eigenen Fachbereich so viele Publikationen, dass man kaum dazu kommt im Blick zu behalten, wer alles gerade was zu welchem Thema publiziert hat. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Früher konnten Professorinnen und Professoren sich noch einmal die Woche die Journals durchblättern und wussten dann, was es Neues gibt. Das ist heute mitunter nicht mehr möglich. Die Frage, wie man mit einer so großen Datenmenge, die wir mittlerweile kreieren, umgeht, berührt dann das Thema Negativergebnisse wieder. Der Trend ist ja so, dass die Daten in Datenbanken eingehen und versucht wird, sie durch künstliche Intelligenzen aufzubereiten, damit der Endnutzer einen Umgang damit finden kann. Google funktioniert im Prinzip auch nicht ganz anders. Heute kann

man danach googeln, wo man etwas bestimmtes am Besten finden kann. Wenn man sich vorstellt, wie das Internet vor den Suchmaschinen gewesen sein muss, dann kann man sich das gar nicht mehr richtig vorstellen. In diese Richtung geht es in der Wissenschaft auch. Dafür sind dann Negativergebnisse sehr interessant. Die zusätzliche Datenmenge, die hinzukommt, ist vernachlässigbar. Für die künstlichen Intelligenzen sind die Negativergebnisse aber sehr interessant, denn die brauchen negative Datensätze, um gut zu funktionieren, um sie gut trainieren zu können. Man muss sie nicht nur mit positiven Datensätzen füttern, so dass sie lernen, was sie erkennen sollen, sondern man muss ihnen auch andere Datensätze präsentieren. An Bildalgorithmen sieht man es gut. Wenn ich einer KI beibringen will, eine Katze zu erkennen, dann darf ich sie nicht nur mit verschiedenen Katzenbildern füttern, sondern auch einmal mit einem Baum. Auf diese Weise lernt die KI, dass es viele verschiedene Muster gibt, aber sie nur dieses erkennen soll. So kann man sich mit Negativdaten vorstellen. Wenn man sie in Datenbanken einspeist, steht sie so den Algorithmen zur Verfügung um sie besser zu machen.

Sie haben schon den Zusammenhang der Veröffentlichung von Negativergebnissen mit der Open Science Bewegung erwähnt. Auch ihr Journal ist Open Access. Ich nehme an, dass ist für sie von zentraler Bedeutung - wie würden Sie die Entwicklung hier beschreiben?

Ich habe gerade ein Zitat von einer Person aus einem Verlag dazu gehört, ich nenne den Verlag einmal nicht. Sie sagte sinngemäß: 'wir haben gelernt, mit Open Access unseren Profit zu machen'. Das trifft den Nagel auf den Kopf. Die großen Verlage haben sich am Anfang vehement gegen Open Access gewehrt. Mittlerweile ist es angekommen. Ich denke im besten Fall wäre alles Open Access, so dass der Zugang zu Wissenschaft und zu wissenschaftlichen Informationen allen zur Verfügung steht. Dafür machen wir doch Forschung, damit es auch der Allgemeinheit nutzt. Allerdings sieht man leider in der Praxis, dass es zu bestimmten Praktiken kommt. Meine eigene Uni hat Verträge mit Open Access Journals. Aber die gehören zu Verlagen, die auch andere Journals, die nicht Open Access sind,

haben. Für diese zahlt man dann doppelt oder dreifach. Das sind Auswüchse, da kann man sich nur die Haare raufen - das war nicht der Sinn des Ganzen! Ich würde es begrüßen, wenn die Verlage es entweder ganz oder gar nicht machen würden. Diese Hybridsysteme, die jetzt entstehen, sehe ich sehr kritisch.

Die großen Verlage haben also ein paar Open Access Angebote, damit diese und vermutlich auch die Unis damit werben können, aber es ist nur eine weitere Verkaufsstrategie?

Ja, und das ist nicht der Sinn von Open Access gewesen. Es ging darum, Wissenschaft frei zugänglich zu machen und für die Öffentlichkeit keine weiteren Kosten entstehen zu lassen. Die Allgemeinheit finanziert über Steuern sowieso schon unsere Forschung. Es kann nicht sein, dass jemand einen Artikel über eine Forschung zum Klimawandel lesen will und dann dort steht, dass er dafür 50 Euro bezahlen soll.

Warum können die Verlage solche Preise einfach durchdrücken?

Universitäten sind abhängig von Verlagen. Wenn sie mit diesen keine Verträge hat, dann hat sie ein Problem. Sie muss ihren Studierenden und Forschenden Zugang zur Forschung geben. Wenn die Verlage sagen, hier, nimmt doch bitte unseren tollen Open Access Zugang, und die Universitäten dann sagen, ja ok, das wollen wir sowieso fördern, und dann sagen, ok, und was ist mit den anderen Journals, sagen diese wieder, ja, die müsst ihr aber bezahlen wenn ihr sie haben wollt. Wenn man sich ansieht, um welche Summen es da jährlich geht, dann ist es Wahnsinn.

Sie haben den zeitaufwändigen Peer-Review-Prozess in ihrem Journal beschrieben. In einem Artikel des JUNQ geht es auch um Probleme dieses Verfahrens, etwa dabei, wie schwierig es ist, geeignete Peer Reviewer zu finden, und hier spielt natürlich auch die schon von Ihnen erwähnte Konkurrenz eine Rolle. Ein Gegenkonzept ist das Public Peer Review. Worum geht es dabei?

Das Prinzip vom Peer Review hat sich durchgesetzt über einen Zeitraum von Jahrzehnten, vielleicht Jahrhunderten. Es ist etabliert, die Methode unabhängig Ergebnisse überprüfen zu können.

Der klassische Closed Peer Review ist so, dass das eingesandte Manuskript an verschiedene Fachpersonen weitergeleitet wird, die ein Gutachten schreiben sollen, ob das Manuskript als Forschungsarbeit in Ordnung ist. In der Regel weiß der Einsender nicht, wer der Reviewer ist und es wird versucht, alles anonym zu halten. In kleineren Fächern hat man erlebt, dass bei den Peer Reviews ein Mitglied der 'gegnerischen' Gruppe sitzt, der das Papier dann auseinandergenommen hat. Das Risiko ist also, dass man nicht mehr nachvollziehen kann, wer hier aus was für einer Motivation heraus für ein Gutachten verantwortlich ist. Ich würde dagegen das Public Peer Review bevorzugen. Der Vorteil liegt klar auf der Hand: man hat einen transparenten Prozess, man sieht, wer das Gutachten schreibt, kann auch direkt bei Personen Befangenheit anmelden. Es ist alles transparent und offen. Wirklich Nachteile hat es eher weniger, ab dem Moment, wo man dieses Manuskript einreicht zum Public Peer Review und es dort diskutiert wird. Da ist man eigentlich schon an dem Punkt, dass man die Arbeit veröffentlichen möchte.

Wie genau ist das Vorgehen beim Public Peer Review im Vergleich zum Closed Peer Review?

Man reicht den Artikel ein, wie gewöhnlich. Das Journal, an das man es schickt, macht direkt transparent wer alles sich am Peer Review beteiligen wird und die Gutachten werden direkt einsehbar für die Autorin oder den Autoren des Manuskriptes. Das ist nämlich ein Unterschied, normalerweise kriegt man das Review mit den Änderungswünschen, aber nicht das volle Gutachten. Beim Public Peer Review wird alles öffentlich gemacht und man kann jede Entscheidung nachvollziehen. Es ist für den Autor komplett transparent. Es gibt auch die Variante, dass es nicht nur für den Autor offen ist, sondern man kann auch als Außenstehender einsehen. Auch externe Experten können dadurch hingucken, wo es stehen wird und wann es rauskommt. Das ist dann wirklich öffentlich.

Kommen wir nochmal auf ihr Journal zurück. Als ich die Ausgaben gelesen habe, musste ich doch feststellen, dass mich daran die 'allgemeinen' Themen eher interessierten als die Fachartikel, die gar nicht so leicht

nachvollziehbar sind, wenn sie nicht einmal annähernd aus dem eigenen Forschungsfeld kommen. Ich habe dann spekuliert, dass dieser 'allgemeine' Teil vielleicht auch die Wirkung haben soll, dass man sich dann eben doch mit den Fachartikeln auseinandersetzt, was man sonst vermutlich gar nicht machen würde. War das jetzt zu strategisch gedacht?

Jein. Absicht ist es schon, dass die Gesamtausgabe für alle zugänglich ist. Wir sind selbst relativ interdisziplinär aufgestellt. Physik, Chemie, Psychologie und Biologie sind die momentan in unserer Redaktion vertretenen Wissenschaften. Wir versuchen aber alles an Themen abzudecken, so dass jeder auch einmal etwas vor seiner Nase hat, was er nicht so kennt. Bei den wissenschaftlichen Artikeln wollen wir sie primär veröffentlichen, weil wir ein Negativresultatjournal sind. Wir sind kein Journal nur für Physik oder Sozialwissenschaften. Da erreichen uns auch Artikel, die selbst in der Physik ein Nischenthema sind. Ich kann bei den Manuskripten dann nur die allgemeine Güte beim wissenschaftlichen Arbeiten prüfen. Wurden Themen etwa nachvollziehbar statistisch ausgewertet? Aber wenn es dann zu fachspezifischen Debatten kommt, dann muss ich auch aussteigen. Aber genau dafür ist ja der Peer Review Prozess da. Wir schauen uns die Manuskripte hauptsächlich daraufhin an, ob es 'ordentlich' aussieht. Erst wenn wir das so erachten, leiten wir den Peer Review ein. Dadurch gibt es diesen Effekt: man liest die Ausgabe und der Großteil ist für jeden zugänglich. Dann geht es zum Fachartikel. Das ist die Folge von unserer Entscheidung, dass es erst einmal nicht wichtig ist, von welchem Fach uns Artikel erreichen.

Woran liegt es, dass relativ wenig Artikel eingereicht werden? Negativresultate gibt es doch wahrscheinlich zu Hauf. Liegt es an der noch begrenzten Bekanntheit des Journals?

Bekanntheit oder Reputation ist da schon wichtig. Innerhalb der Mathematik, der Chemie und Physik, natürlich auch stark hier lokal in Mainz, kennt man uns sehr gut. Wenn man den Namen des Journals unter Geisteswissenschaften erwähnt, ist die Reaktion so, dass viele gar nichts davon wissen. Wir versuchen dem entgegenzuwirken. Wir

haben gerade ein Scientific Board assembled, das zum Ziel haben soll, dass die Aufmerksamkeit auf das Journal gelenkt wird, in diesem sollen möglichst alle Fachbereiche vertreten sein.

Man muss natürlich dazu sagen, dass dieser Fokus auf Resultate und insbesondere Positivresultate etwas den Geisteswissenschaften im Prinzip fremdes und äußerliches ist.

Klar, das ist dann für Naturwissenschaftler oft nicht so ganz nachvollziehbar. Für uns ist es einfach: wir erwarten etwas, dann überprüfen wir das und am Ende kommt 1, 0 oder etwas anderes heraus. Ich sage immer zu meinen Kollegen, die keine Naturwissenschaftler sind, dass ich nicht mit ihnen tauschen möchte, denn etwa mit Menschen zu arbeiten als 'Experimentiersubstanz' stelle ich mir ganz schwer vor, und ist es ja vermutlich auch. Da gibt es kein schwarz und weiß, sondern nur Grautöne. Da ist es dann explizit mit Negativresultaten vielleicht etwas schwer. Wobei es in der Psychologie gut ankommt, wir haben jetzt auch eine Psychologin im Team. Das kann dann bedeuten, dass man erkennen kann, dass dieser und jene Test zur Diagnose wiederholt angewendet wird, aber vielleicht gar nicht funktioniert. Das ist dann auch ein Negativresultat.

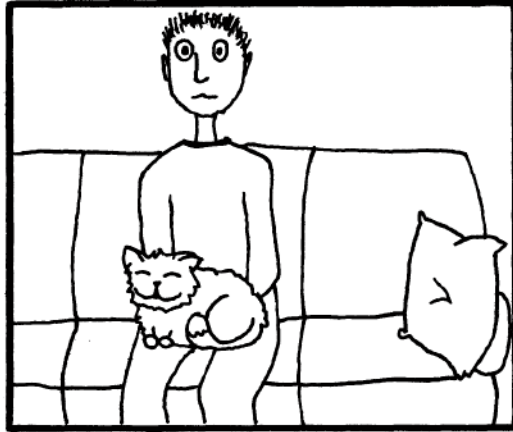
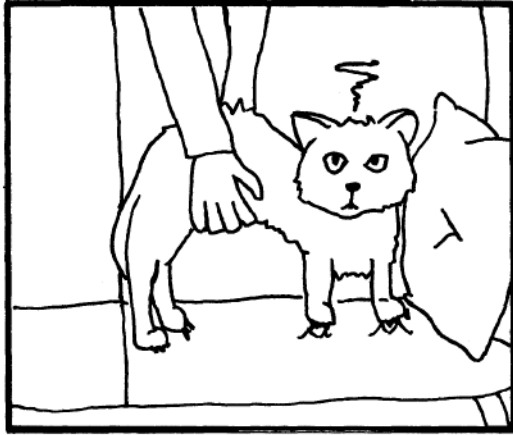
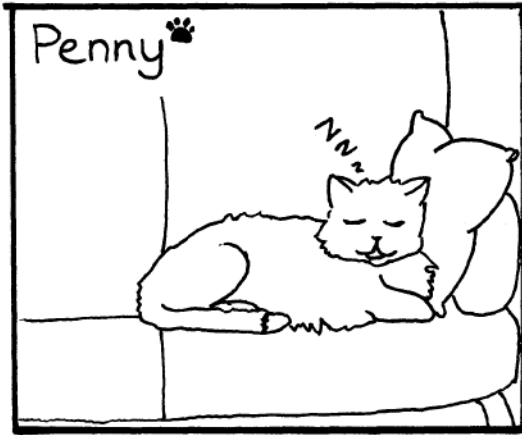
Mit Ihrem Journal weisen Sie auf Probleme in der Wissenschaft hin - Probleme von Peer-Reviews, Dynamiken angesichts von Konkurrenz und viele andere Phänomene, die bestehende Wissenschaft hat. Gleichzeitig gibt es in den letzten Jahren, spätestens seit der Pandemie, in der Öffentlichkeit einen Verlust an 'Glaube' an die Reliabilität von Wissenschaft. Da Sie sich ja in Form von Wissenschaftskommunikation an diese Öffentlichkeit wenden, wie schätzen Sie das Verhältnis hier ein, zwischen der Notwendigkeit, die Probleme von Wissenschaft scharf zu kritisieren und der Notwendigkeit, die Geltung von Wissenschaft zu verteidigen?

Das ist eine wichtige und zur Zeit nahe liegende Frage. Ich bin hier ehrlich gesagt auch persönlich erschüttert. Ich habe das auch in meinem Bekannntenkreis erlebt. Leute, die Jahre lang eher sagten, "Oh, du bist ein Naturwissenschaftler, das ist ja krass". Auf einmal passiert eine Pandemie und auf

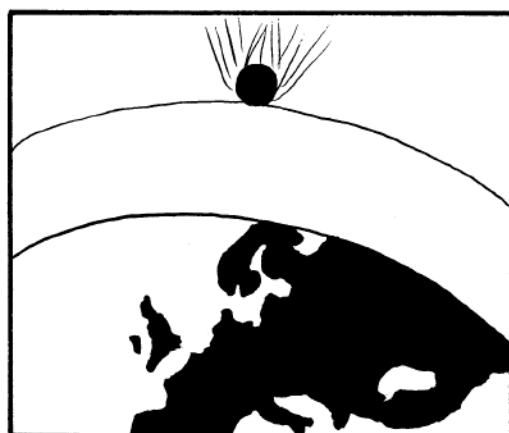
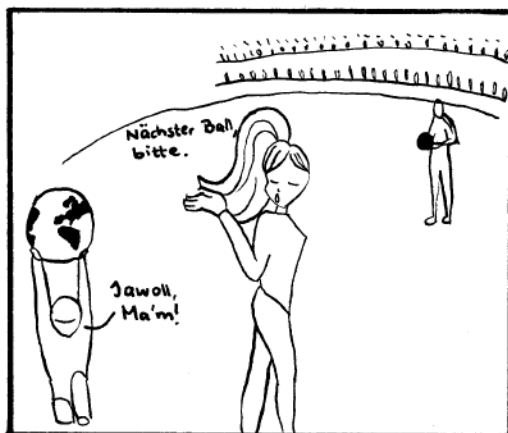
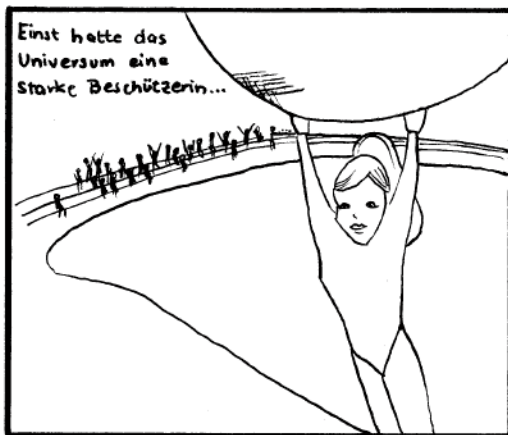
einmal sagen sie, "das ist doch alles abgekartet!". Das verstehe ich oft nicht. Das man in dem Moment eigentlich sagen möchte, "hier muss die Wissenschaft gestärkt werden", das ist ja nur nachvollziehbar. Und jetzt sind wir ein Stachel, der zur Wissenschaft sagt: "Ihr seid aber nicht perfekt, ihr habt dort und hier Probleme". Man könnte jetzt sagen: "Muss das jetzt sein? Kann man das nicht irgendwann später mal wieder machen?" Dazu würde ich klar sagen: "nein". Das aller Wichtigste, womit man wieder Vertrauen aufbauen kann - und es ist natürlich eine komplexe Diskussion mit vielen Problemen, die man angehen muss - ist, gerade transparent zu sein, was wir ändern sollten. Wie können wir das System besser machen als es ist? Wir sind nicht perfekt, manchmal passiert auch Murks, aber wir arbeiten daran. Ich würde nie sagen, "wir sind perfekt und man soll uns einfach glauben". Menschen, die in den letzten Jahren das Vertrauen in die Wissenschaft verloren haben, dafür wieder zu gewinnen, das ist allerdings nicht nur die Aufgabe der Wissenschaft selbst, das ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Ich denke da gehört einiges dazu, dass man dieses Vertrauen verliert. Das ist nicht nur so, dass die sich vorstellen, "was die da im Elfenbeinturm machen verstehe ich nicht". Man sieht Leute, die Chlorbleiche trinken! Entwurmungsmittel für Pferde nehmen! Nur weil es ein Typ im Internet gesagt hat.

Ich fand in meiner Schule Naturwissenschaften selbst gar nicht so spannend und habe das erst auf dem zweiten Bildungsweg erfahren. Aber man sollte sicherstellen, dass Leute elementare Dinge vermittelt bekommen, so dass es nicht passiert, dass Leute Chlorbleiche trinken. Das ist auch ein Bildungsauftrag. Den haben Schulen und Lehrer, aber auch Eltern und die Gesellschaft. Und hier ist auch Wissenschaftskommunikation sehr wichtig. Man sieht es bei Mai Thi Nguyen-Kim, die wirklich eine Lücke gefüllt hat. In meiner Kindheit waren es Leute wie Harald Lesch. Nicht jeder zweite Professor muss 'WissKomm' machen, dafür ist auch nicht jeder kompetent genug. Aber es braucht Leute, die ein fundiertes Wissen haben und es dann erklären, wie Mai Thi oder auch der Podcast Methodisch Inkorrekt. Das ist einfach wichtig.

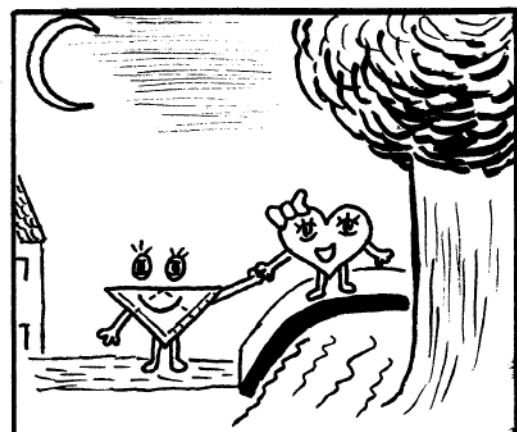
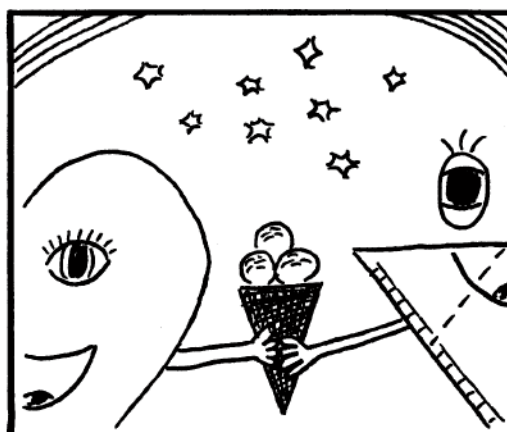
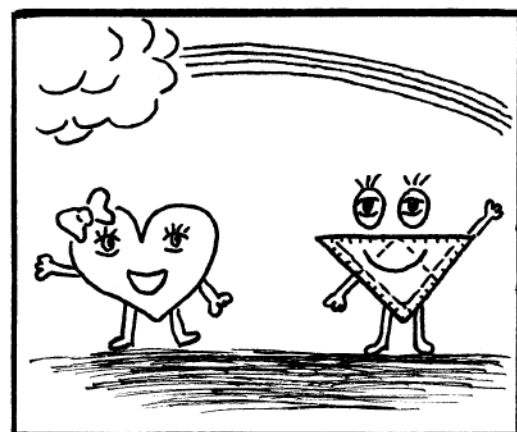
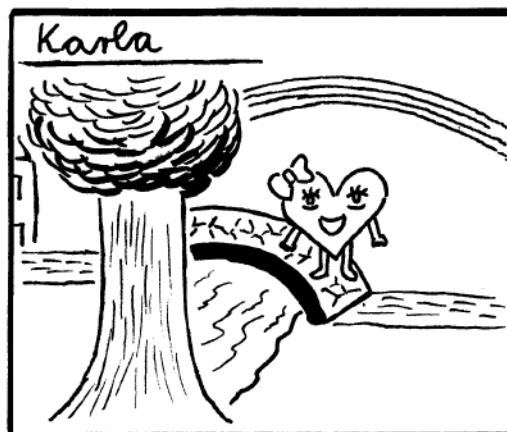
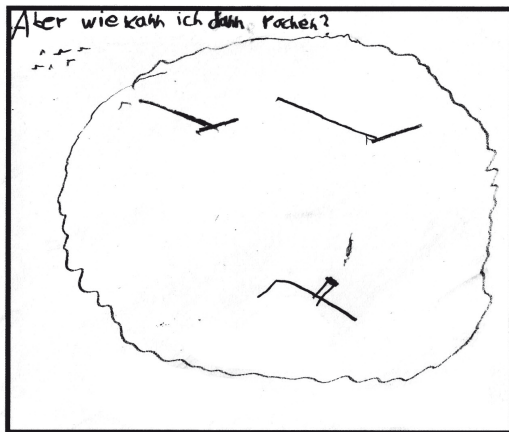
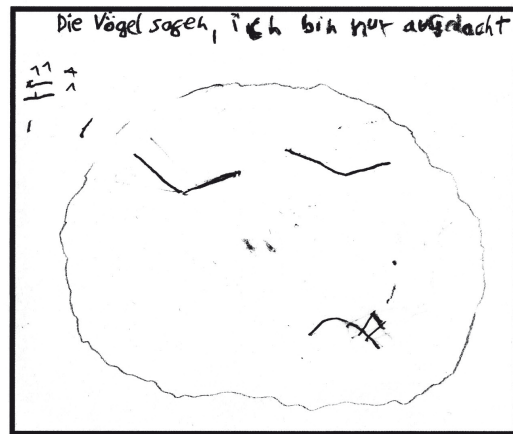
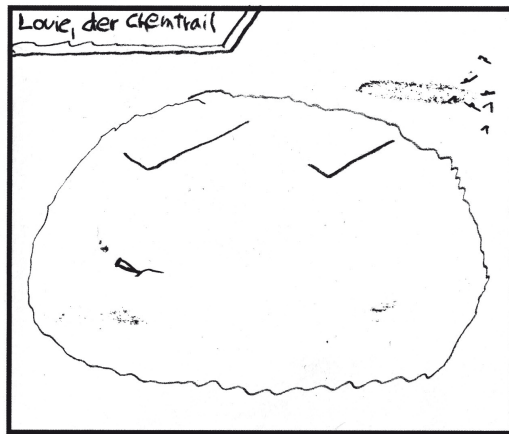
Interview von **Ulrich Mathias Gerr**



Rabea Knöfel



© Sonja



Sarah Schwartz

Interview mit dem Erziehungswissenschaftler Rudolf Leiprecht über das Ende seiner Professur und seinen neuen Film

Sie haben letztes Jahr Ihren Abschied von der Uni Oldenburg mittels eines offenen Briefes angekündigt. Die Kritik richtete sich primär auf die zunehmend prekären Arbeitsbedingungen an der Uni. Wie genau sieht Ihre Kritik aus?

Es stand mein Ruhestand an und die Frage war, ob ich noch bis 68 bleibe oder zwei Jahre früher gehe. Was davor stattgefunden hat, war eine jahrelange zunehmende Belastung, die ich auch an meinem Körper gespürt habe. Ich musste die Notbremse ziehen. 60 Arbeitsstunden pro Woche waren eher die Regel, manchmal auch 80 Stunden – man hat also beinahe gar nicht aufgehört zu arbeiten. Eine sehr hohe Belastung mit vielen Studierenden und vielen Abschlussarbeiten. Natürlich sind es auch Umstände, die man sich selbst ausgesucht hat – viele Promovierende etwa. Diese Belastungen sind sicher ein Grund. Dann gab es einen Punkt, an dem unser Dekanat mit dem damaligen Präsidium neue Strukturen für den Mittelbau ausgehandelt hat und so genannte Hochdeputatsstellen einführt. Das war der Punkt, an dem ich das Gefühl hatte, das geht so nicht, das kann man einfach nicht machen. Ich kann das nicht mitverantworten. Ich sehe mein eigenes Team an Mitarbeiter_innen, deren Vertrag nicht verlängert wird. Ich sehe mein Team von 6, 7, 8 Personen dann auf 3 schrumpfen. Am Ende meiner Berufslaufbahn dachte ich mir dann: gut, dann gehe ich zusammen mit meinen Mitarbeiter_innen. Für mich als Professor, in einer sehr privilegierten Position, macht es wenig aus ob ich ein oder zwei Jahre früher gehe. Ich hatte aber das Gefühl, es wäre gut, ein kleines Zeichen zu setzen, dass auch ich nicht mehr da bin,

wenn meine Mitarbeiter_innen nicht mehr da sind. Das fühlt sich natürlich auch etwas hilflos an. In der Situation fiel mir dann nichts Anderes ein, als dazu einen offenen Brief zu schreiben. Dabei ging es natürlich auch um den Versuch, etwas mehr an Hochschulöffentlichkeit und Diskussion zu erzeugen.

Die Stellen, die Sie ansprechen, sind die so genannten LfBA-Stellen – „Lehre für besondere Aufgaben“. Sie sind dadurch gekennzeichnet, dass es deutlich mehr Aufgaben in der Lehre und in der Studienorganisation gibt. Was ist aus Ihrer Sicht das zentrale Problem an den Stellen?

Zur deutlich höheren Belastung in der Lehre kommt, dass für diese Stellen eine Promotion vorausgesetzt ist. Mitarbeitende von mir, die sich seit vielen Jahren stark in der Lehre engagieren, sind unter Umständen genau deswegen diejenigen, die ihre Promotion vernachlässigen mussten. Sie haben dann gar keine Möglichkeit sich auf die Stellen zu bewerben. Die eine Kritik ist ein inhaltlicher Grund. Ich bin froh, dass es jetzt ganz aktuell ein dickes Papier des Wissenschaftsrates gibt, das sagt, dass die curricularen Norm-Werte, über die die Lehrkapazität festgelegt wird, neu berechnet werden sollen. Es muss in Zukunft mehr Personal für Studierende in kleineren Gruppen zur Verfügung stehen. Darüber bin ich froh und ich hoffe, dass das die Entwicklung in der Zukunft ist. Denn die ‚Reform‘ hier in Oldenburg ist genau das Gegenteil. Wir haben schon relativ große Studiengruppen – wir rechnen im Bachelor mit 40 Studierenden in einem Seminar. Bei Vorlesungen sind die Grenzen nach oben hin offen.

Die Mitarbeiter_innen auf so genannten LfBA-Stellen müssen dann acht bis neun dieser Seminare pro Woche durchführen. Bei so viel Lehrveranstaltungen pro Woche mit je 40 Studierenden beinhaltet das unheimlich viele Prüfungen und Betreuungen von Qualifikationsleistungen. Das verträgt sich jedoch nicht mit dem, was wir im Fach Pädagogik brauchen. Es war vorher schon ungenügend, und es wird jetzt katastrophal. Deswegen bin ich froh über das Papier vom Wissenschaftsrat, weil wir in der Pädagogik auf bestimmte Rahmenbedingungen angewiesen sind. Es ist ein Fach, in dem es auch um Beziehungen, Interaktion und Kommunikation geht. Wir brauchen deshalb an der Universität Strukturen, wo wir die Studierenden damit intensiv vertraut machen. Wir brauchen Angebote, in denen Studierende ‚üben‘ können, wo sie Rückmeldungen zu ihrem Auftreten bekommen, wo sie dialogische Interaktion und intersubjektive Gesprächsführung lernen, wo sie all das auch reflektieren, sich anschauen, verändern können. Das scheint mir enorm wichtig zu sein. Das kann nur in kleinen Gruppen stattfinden, und dafür braucht man Lehrende. Dies müsste ergänzt werden mit Schreibwerkstätten, in denen in kleinen Gruppen mit viel Feed Back an eigenen Texten gearbeitet wird. Studierende müssten vielmehr die Möglichkeit haben, zu experimentieren, sich auszuprobieren, eigene Wege zu gehen, dazu in eine Auseinandersetzung zu kommen, über die Rückmeldungen nachzudenken, zu diskutieren. Was wir jetzt haben, mit dieser Reform der Hochdeputatsstellen, ist fast das genaue Gegenteil. Da haben wir große Gruppen, die Lehrenden haben immer weniger Zeit für die Studierenden, für die wichtigen

Kommen wir zum zweiten Thema des Gesprächs, Ihrem neuen Film:

Sie haben eine Reihe von Filmen gedreht, in Ihrer niederländischen Heimat wie in Deutschland. Die Filme waren inhaltlich an Ihren Arbeitsschwerpunkt in der Pädagogik, in der es um Rassismus und Migration geht, orientiert. Wie sehen Sie die Verbindung der Filme zu Ihrer wissenschaftlichen Praxis? Die Filme haben auch das Ziel, in der pädagogischen Arbeit eingesetzt zu werden, richtig?

Beratungen in den Sprechstunden, für unterstützende Gutachten. Noch ganz abgesehen davon, dass ja auch Initiativen der Studierenden von uns unterstützt werden sollten. Das kann nicht mehr gut geleistet werden. Das ist nicht die erziehungswissenschaftliche Lehre, die ich mir vorstelle.

Der Hintergrund ist natürlich ein finanzieller – wenn man mit weniger Personal die gleiche Lehre macht spart man viel Geld. Man hat dabei immer den Eindruck, es wird gerne mit dem Finger auf andere gezeigt. Die Uni verweist auf die Landesregierung, die Landesregierung verweist vielleicht auf Bundesmittel, der Bund schiebt die Verantwortung zurück an die Unis und fordert Umstrukturierungen. Dadurch fühlt sich am Ende keiner so richtig für die desolate Situation verantwortlich. Wie kommt man aus einer solchen verfahrenen Lage, die es schon seit Jahren gibt und nicht erst seit den LfBA-Umstrukturierungen, wieder heraus? Hat man sich vielleicht schon zu viel gefallen lassen?

Wir sind sozusagen ‚verführungsoffen‘. Wir machen unseren Job und viele stehen engagiert für die Inhalte, die sie vertreten. Wir sind da sehr leidenschaftlich, wollen sehr viel erreichen und haben fachlich-inhaltliche Ziele. Wir neigen dadurch zur Selbstausbeutung. Was dann passiert ist, dass der Laden ohne diese Selbstausbeutung nicht mehr funktionieren würde. Ich glaube die Struktur des Systems hat sich sehr daran gewöhnt, dass es so funktioniert, und wir leider auch. Das ist ein Problem. Welche Möglichkeiten hat man dann einzugreifen? Wir könnten sagen, wir streiken. Aber ein Streik

an der Universität, wo ein Professor sagt, ich streike und mache keine Prüfungen mehr und schreibe keine Gutachten, das interessiert außer den direkt betroffenen Studierenden, die darunter zu leiden haben, kaum jemanden. Es ist nicht wie bei der Müllabfuhr, wenn da jemand streikt passiert direkt etwas – jeder sieht die Folge, riecht sie nach einigen Wochen und die Bevölkerung beschwert sich. Ein Streik an der Uni ist kein richtiges Druckmittel und dadurch ist es sehr schwierig. Mit unserer Verführungsoffenheit neigen wir alle, auch die Doktorand_innen und der Mittelbau, zur Selbstausbeutung, wobei wir hier ja auch oft eine besondere Konkurrenzsituation haben.

Wir haben ein Klima an der Universität geschaffen, wo wir einerseits gerne über Solidarität reden, das gehört zu unserem Fach auch dazu, aber gleichzeitig gibt es deutliche Konkurrenzverhältnisse. Man muss sich bewähren und Leistung zeigen. Auch wenn dies für die Uni sehr wichtig wäre, ist es schwer gemeinsam aufzustehen und zu versuchen, verändernd einzugreifen. Zudem wird über die Modularisierung der Studiengänge den Studierenden signalisiert, dass sie sich in einem Verhältnis von Anbieter_innen und Kund_innen befinden und sie daher nicht für ihre Vorstellungen kämpfen müssen. Studierenden kommen deshalb, vorsozialisiert durch die Schule, kaum auf die Idee, dass es ihre eigenen Lernverhältnisse betrifft, wenn Lehrende schlechte Arbeitsverhältnisse haben, und dass diese Situation nicht dem entspricht, was sie mit einem guten Studium verbinden.

Ein Dokumentarfilm ist für mich ein anderes Medium, eines mit dem ich die Themen, die ich in der Forschung bearbeite, zum anschaulichen ‚Sprechen‘ bringen kann. Das Produkt ist eben nicht nur als Buch oder Text in der Bibliothek oder in der wissenschaftlichen Community verortet, sondern eines, dass in die Welt hinaus geht und Adressat_innen oft viel direkter erreicht. Damit werden Menschen einbezogen, für die diese Debatte wichtig ist. Mit der Visualisierung und Veröffentlichung sind aber auch stets ethische Fragen verbunden: In meinen Filmen geht es oft um Jugendliche, das heißt, ich muss auch mit deren Eltern sprechen. In Büchern kann bzw. muss anonymisiert werden, im Film erfolgt dagegen eine Art öffentlicher Positionierung. Jugendliche müssen gleichzeitig davor geschützt werden, leichtfertig einzuwilligen, so gefilmt zu werden. Darin steckt auch ein längerer forschungsethischer Prozess, der die Instrumentalisierung der Beteiligten verhindert. Zusammenarbeit bedeutet, Menschen eine Stimme zu geben, die gehört wird. Wenn dann die Beteiligten – die Jugendlichen selber, die Eltern, die Kolleg_innen der Jugendarbeit – einen guten Eindruck davon haben, wenn sie merken, dass es gehen kann, erst dann wird der Film gemacht. Den Jugendlichen wird immer wieder zurückgespiegelt: „Guck mal, das werden wir aus dem Interview zeigen, wir werden es so und so zusammenschneiden. Was denkst Du dazu?“ Auch dieser Reflexionsprozess gehört zu den Forschungsergebnissen: Von den Jugendlichen, die sich plötzlich zu einem Thema selbst sprechen hören, kommen Rückmeldungen, über die wir dann gemeinsam reflektieren, was sie da eigentlich sagen, und ob sie es wirklich so meinen und warum. Das

ist eine wichtige Ebene der Forschung in diesem Prozess. Wenn der Film fertig ist, dann gehe ich wieder zurück in die adressierte Gruppe der Forschung und zeige das Ergebnis; daraus ergibt sich oft nochmal eine ganz andere Debatte über die Forschungsergebnisse, die fehlt, wenn ich sie nur in einem wissenschaftlichen Buch oder in einem Fachartikel veröffentliche. Es geht um einen kommunikativen Prozess in der Forschung. Am Ende steht dann ein Film, der in der Bildungsarbeit eingesetzt werden kann. So habe ich jahrelang – seit 1988 – an und mit meinen Forschungsprojekten gearbeitet. Ich habe das große Glück mit dem niederländischen Filmemacher Erik Willems befreundet zu sein. Die Arbeit an den gemeinsamen Filmen kommt uns entgegen, die Freude, wochenlang zusammen zu sitzen, daran zu arbeiten, das macht sehr viel Spaß. Bislang ging es in den Filmen meistens, um Jugendliche oder um Studierende und Studiengänge. In dem aktuellen Projekt geht es zum ersten Mal ganz direkt um mich selbst, um meine Familiengeschichte. Wahrscheinlich hat das auch etwas mit meinem Alter zu tun, mit dem Punkt in meiner Biographie, an dem ich stehe. Das fühlt sich schon nochmal anders an.

Der Film hatte im Juli Premiere, ich habe ihn selbst noch nicht gesehen, vielleicht können Sie kurz schildern, worum genau es gehen wird.

Im Grunde geht es darum, dass meine Mutter, 16 Jahre alt, in den Niederlanden in Rotterdam während der deutschen Besatzung 1944 sich in einen deutschen Besatzungssoldaten verliebt – meinen Vater. Er war damals als Matrose auf einem Minenräumboot. Erst spät in seinem Leben hat er erzählt, dass er nicht nur Minen geräumt, sondern auch Minen gelegt hat, vor der englischen Küste. Meine Mutter hat er beim Kennenlernen für älter gehalten. Mein Vater war begeistert, sie war ein junges Mädchen, das dann auch sehr schnell schwanger wurde mit meinem Bruder. Meine Mutter kommt aus einer jüdischen Familie, was mein Vater nicht wusste, was jedoch hochriskant für sie wurde, obwohl sie sich darüber wohl kaum Gedanken machte. Man muss wissen, dass in der Familie meiner Mutter 1942 schon über vierzig Familienangehörige in Auschwitz ermordet worden sind. Die Familie war durch

diese katastrophale Gewalt also schon sehr reduziert. Ihr Vater, mein Opa, hatte das große Glück, dass er mit einer katholischen Frau verheiratet war. Jüdische Partner in ‚gemischten‘ Ehen waren in den besetzten Niederlanden zunächst noch vor der unmittelbaren Verfolgung geschützt. Gleichzeitig hatte die deutsche Besatzung aber bereits die Perspektive: ‚Am Ende werden wir sie alle vernichten‘. Aber es gab die Befürchtung, man könne die niederländische Bevölkerung nicht auf seine Seite ziehen, wenn mit einer solchen Verfolgung der niederländisch-christlichen Teil sich auch noch gegen sie auflehnen würde. Teilweise zeigen sich in der rassistisch-nationalistischen Logik sogar Ähnlichkeiten zu Putin, wenn er sagt: Die Ukrainer und Ukrainerinnen sind doch eigentlich ein Teil unserer ‚Rasse‘ – so haben die Nazis verkündet, dass die Niederländerinnen und Niederländer doch eigentlich Teil der arischen und nordischen ‚Rasse‘ und damit auch Teil des deutschen Reichs seien; eine Art inkludierender, imperialer Rassismus, der sich hier zeigte. Deswegen aus strategischen Gründen die Zurückhaltung vor sogenannten ‚gemischten‘ Ehen, die dennoch mit dem Endziel der Vernichtung aller Jüdinnen und Juden verbunden war.



Leiprechts Vater Karl
als junger Mann

Für meine Eltern war die Liebe groß und sie hielt auch in Süddeutschland, wo schließlich mein Bruder zur Welt kam. Diese Ehe konnte aber letztlich nur weitergehen, indem alle diese Ereignisse verschwiegen wurden. Wenn man sich die Diskursverhältnisse in der süddeutschen Kleinstadt nach dem Krieg ansieht, dann gab es für meine Mutter keine andere Möglichkeit. Nazis kamen wieder zurück in ihre alten Positionen, der Bäcker war wieder der Bäcker, der Sparkassenmitarbeiter der Sparkassenmitarbeiter. Alle sind wieder in ihren alten Positionen. Sie hatte, zumal als ‚Ausländerin‘, nicht

die Möglichkeit zu sagen: Übrigens, ich komme aus einer jüdischen Familie und Euer Land hat die meisten Mitglieder unserer Familie ermordet, warum sitzt ihr jetzt wieder da, was habt ihr damals gemacht, wie war ihr beteiligt, wo ist Eure Verantwortung? Ein öffentlicher Diskurs, der dies möglich gemacht hätte, fehlte in den 1950er Jahren völlig. So gab es für sie nur die Flucht ins Schweigen und es entstand ein Tabu, das sehr lange angehalten hat. Ich wusste zwar immer, dass da irgendwas mit der deutsch-niederländischen Geschichte war, und ich wurde als Kind, wenn ich bei meinen Großeltern in den Niederlanden war, von anderen Kindern vom Spielen ausgeschlossen, weil mein Vater Deutscher ist. Dass meine Familie jüdisch war, das habe ich jedoch erst im Alter von 36 Jahren erfahren – mehr oder weniger zufällig. Dann fing meine Forschung über meine Familienverhältnisse an. Über jahrelange Archivarbeit habe ich dann Vieles erfahren, über das meine Eltern – sowohl meine Mutter wie mein Vater – wollten oder konnten nicht mit mir darüber sprechen; sie hatten wirklich eine Blockade, darüber zu reden. Vermutlich spielt auch hier der Effekt eine Rolle, dass dann, wenn man Kindern in jungen Jahren die gleiche Lüge immer wieder erzählt hat, die erzählte Geschichte irgendwann nicht mehr geändert werden kann. Man kann seinem Kind mit 36 Jahren nicht plötzlich etwas ganz Anderes erzählen. Wenn ich meine Mutter gefragt habe, dann ist sie immer ausgewichen.

Wie war der filmische Umgang mit Ihrer eigenen Geschichte?

Eine gute Bekannte von meinem Freund Erik – Steffi van der Oord – ist Historikerin und Biographie-Forscherin. Sie wollte ein Buch schreiben, das sich mit unmöglichen bzw. ‚verbotenen‘ Liebesbeziehungen während des Zweiten Weltkriegs beschäftigt. Sie suchte nach Interviewpartnerinnen und Erik sagte zu mir, erzähl das doch Deinen Eltern, das ist doch eine gute Gelegenheit. Mein Vater war damals schon achtzig, meine Mutter Mitte siebzig. Sie haben dann tatsächlich mit der Forscherin aus den Niederlanden, die auch gut deutsch konnte, ein sehr langes Interview gemacht und aufgenommen – obwohl sie mit uns, ihren eigenen Kindern nicht darüber reden wollten. Wir haben nun das Tonmateri-

al und mit diesem Tonmaterial konnten wir sehr viel machen. In diesem Interview sagt die Interviewerin einmal: „Wenn sie jetzt mit mir sprechen, und mir dazu erzählen, dann können sie das doch so auch Ihrem Sohn erzählen?“ Dann antwortet meine Mutter: „Nein, das geht nicht. Ich kann es Ihnen erzählen, gerade weil ich Sie nicht kenne. Ich kann es meinem Sohn nicht erzählen. Ich kann ihn nicht anschauen und dabei dies erzählen. Aber ich hoffe, dass er das Interview liest.“

Sie hatten erwähnt, dass Sie die Recherche vorher schon für sich gemacht haben. Jetzt haben Sie einen Film dazu gemacht und gehen damit in die Öffentlichkeit. Ich vermute, Sie wollen über diese sehr persönliche Arbeit gleichzeitig doch etwas Allgemeines zeigen? Was ist Ihre Hoffnung, was Sie mit dem Film an Debatten begleiten oder gar auslösen können?

Ich hoffe, dass es ein Film wird, den man in der Erinnerungspädagogik für Jugendliche in der Lebensphase, in der meine Mutter damals war, benutzen kann, der zu Interesse, zu Nachfragen, zur Involviertheit führt. Liebesbeziehungen, die solche Grenzen überwinden, sind ja eigentlich etwas sehr Positives. Und ich würde nicht existieren, wenn es eine solche Liebe nicht gegeben hätte. Heute würden wir beim Thema ‚Verbotene Liebe‘ natürlich viel eher über andere Formen sprechen, vielleicht auch über Lieben über nationalstaatliche Grenzen – aber doch viel mehr auch über lesbische Liebe, über queere Liebe. Die gab es damals auch, aber als Thema, das noch viel stärker als heute tabuisiert und mit Repressionen besetzt war. Die Liebe meiner Eltern ist eine heterosexuelle Liebe gewesen. Trotzdem steckt das grenzüberschreitende Moment darin – der Impuls, sich nicht davon abbringen zu lassen, durch die Grenzen, mit denen am konfrontiert wird. Das klingt ziemlich romantisch und naiv, aber eigentlich ist es etwas Positives, das auch junge Menschen interessieren könnte. Gleichzeitig können wir in dem Film deutlich machen: Wenn Du dich grenzüberschreitend verliebst, dann solltest

Du nicht naiv sein, sondern Du musst Dich mit dem, was die Grenzen bedeuten, schon auseinandersetzen. Meine Mutter war politisch völlig naiv, und es ist schon erstaunlich, dass sie nicht in einem Konzentrationslager gelandet ist. Sie empfand gar nicht als politisch, was damals passierte. Die Folgen davon haben wir in dem Film darstellen können.



Der Filmemacher Erik Willems und Rudolf Leiprecht

Ein Effekt, den man von dem Film erwarten könnte, gerade wenn Sie die konkrete Arbeit in Archiven zeigen, wäre vermutlich, dass sich der ein oder andere fragen könnte: „Okay, und wie ist es eigentlich bei mir?“ Wenn man sich die Forschung ansieht, dann ist dieses Schweigen – auch wenn es familiär und vom Hintergrund zu Ihrer Erfahrung unterschieden ist – ja bei einer großen Mehrheit sehr ausgeprägt gewesen. Man kann allemal nicht davon ausgehen, dass die Berichte von den eigenen Familienangehörigen ganz der Wahrheit entsprechen müssen – das müssen ja nicht immer glatte Lügen gewesen sein, es kommt ja auch zu Verdrängungen und eigenen Verklärungen. Das würde jedenfalls auch erklären, dass bekannten Umfragen zufolge eine große Mehrheit glaubt, dass die eigene Familie im Widerstand gegen die Nazis gewesen ist, obwohl es nur für einen minimalen Teil zutrifft.

Wenn das so ist, dann wäre es immer noch die Aufgabe für viele das zu machen, was sie auch in ihrem Film darstellen – Recherchen anzustellen und Archivarbeit über die Vergangenheit der eigenen Familie. Glauben Sie, dass Ihr Film einen solchen Aufforderungseffekt haben könnte?

Ja, es geht um das Sprechen und Reflektieren von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zu solchen Konstellationen des Schweigens und des Tabus. Es geht dann natürlich auch um das Nachdenken darüber, wie ist es in meinen jeweils eigenen Familienverhältnissen gewesen ist. Dies nicht nur in Bezug auf das Jüdische oder Nicht-Jüdische, in Bezug auf den Antisemitismus, sondern in einem breiten Sinn in Bezug auf das, was die Nazis das Vergehen der ‚Rassen‘-Schande nannten.

Sie haben die Archivarbeit erwähnt. Ich hatte Situationen im Archiv, da saß ich vor den Archivräumen, draußen, und war in Tränen aufgelöst. Ich dachte bei mir: „Jetzt gehe ich nicht mehr rein.“ Ich hielt es nicht aus. In den Archiven schlägt man eine Seite auf und sucht den Familienzusammenhang. Ich habe das minutiös recherchiert. Dann merkte ich, da ist immer noch jemand, den ich verloren habe, als Familienangehörigen, den ich nie gekannt habe. Schon wieder jemand, 1942, in Auschwitz. Ich hatte manchmal das Gefühl, dass ich mit meiner Spürarbeit immer wieder bei 1942 in Deutschland lande und dies nachzeichne. Ich bin dabei in einer sehr privilegierten Situation: Mir passiert nichts. Trotzdem brachte mich das völlig außer Fassung. Das war keine einfache Geschichte, aber ich hatte auch den immer größer werdenden Impuls – es musste einfach sein.

Interview von **Ulrich Mathias Gerr**

Der Film „... keine Hure, sondern verliebt!“ Eine verbotene Liebe im Zweiten Weltkrieg und danach“ lief am 18. Juli im Cinek exklusiv für Studierende und feierte am 19. Juli im Casablanca offizielle Premiere.

Punk Rock Academy

Der 8-Bit Punk "Atoms & his Package" sang einmal ironisch: "I had a dream when I was in high school / That I attended the Punk Rock Academy".

Ein zugeschriebenes Merkmal von Punkrock war dabei seit dessen Entstehung in den späten 1970er Jahren die Spontaneität. Diesem Geist gerecht zu werden versuchten auch die Organisator_innen der Tagung "Musik & Gesellschaft. Zwischen Punk und interdisziplinären Perspektiven", indem sie innerhalb kürzester Zeit eine Tagung zu diesem Thema realisierten. Dauert die Planung einer Tagung sonst häufig auch schon mal über ein Jahr, ging die Veranstaltung, die von einer Gruppe von wissenschaftlichen Mitarbeiter_innen und Studierenden verschiedener Institute organisiert wurde, dieses Mal sehr schnell über die Bühne. 'Bühne' ist hier wörtlich zu verstehen, denn die Tagung war zweigeteilt und verband Vorträge und Livemusik.

Der Eröffnungsvortrag der Germanistikprofessorin Urte Helduser analysierte den Bezug zu Punk in zeitgenössischer Literatur, insbesondere bei der österreichischen Autorin Stefanie Sargnagel.

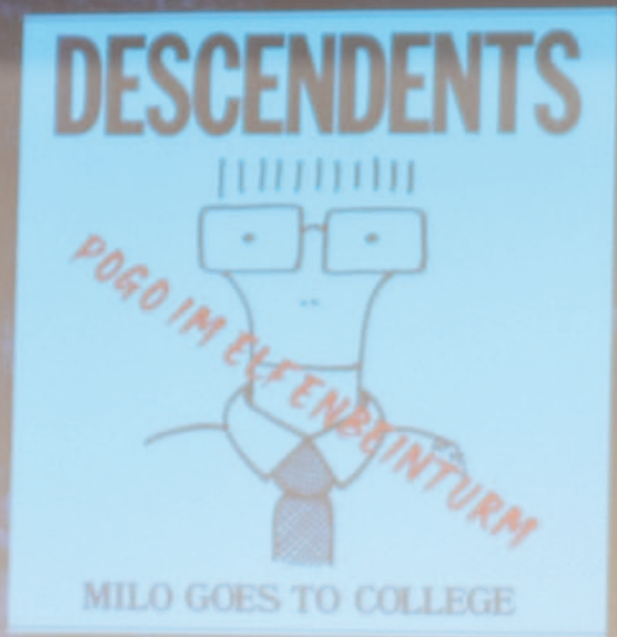
Stefanie Rocker vom Popmuseum Gronau stellte Exponate zum Punk vor und verdeutlichte, auf welche Weise Punk musealisiert wird.

Der Vortrag von Arne Wachtmann vom Institut Musik gab methodische Selbstauskunft darüber, wie Punk musikwissenschaftlich zum Gegenstand von Forschung wird und wieso die konventionellen musikologischen Analysemethoden hierfür ungeeignet sind.

Das Verhältnis von Nostalgie & Subversion von Punk mit einem theoretischen Bezug auf den Kulturphilosophen Mark Fisher entwickelte Ulrich Mathias Gerr.

Die Form der Erinnerungskultur im deutschsprachigen Punkrock seit den 80er Jahren präsentierte Sidney König.

Inwiefern Punk und dessen Form der Kritik - eine mit erhobenem Mittelfinger - zum Gegenstand von Politikdidaktik werden kann, fragte Mitorganisator Nikolaj Schulte-Wörmann im Abschlussvortrag.





Dann begann der musikalische Teil des Abends:

Ihre Live-Premiere
feierte die Band
"Der Einstürzende
Mittelbau",
in denen Vortragende
vom Rednerpult zur
PA wechselten.



Das Powerpunk-Trio Molly Punch
aus Köln beschlossen einen
Abend, in dem der BIS-Saal für
einen Moment träumte
Punk Rock Academy zu sein -
wenn auch das ironische Moment
an dieser Tatsache etwas zu kurz
kam.





GESPRÄCH

- Interview mit der Hochschulgastronomie

Das Referat für Nachhaltigkeit hatte im Sommer nach euren Anregungen für die Mensaleitung gefragt. Jetzt wollen wir natürlich auch Antworten geben auf eure Frage und Anregungen. Es antwortete Christian Vinz, der Leiter der Hochschulgastronomie.

Wann gibt es endlich einen Wasserspender/kostenloses Trinkwasser in der Mensa?

Ein Wasserspender ist aus hygienischen Gründen leider nicht möglich und auch die Ausgabe von kostenlosem Trinkwasser in Gläsern ist nicht möglich, da die automatische Bandabräumung, der die Tablets abräumt, damit überlastet wäre bzw. dafür nicht ausgelegt ist. Jedoch wurde reagiert, da es nicht sein kann, dass die Studierenden ihre Trinkflaschen auf den Toiletten auffüllen müssen. Im Café Freiraum (siehe Bilder) gibt es einen extra hohen Wasserhahn, bei dem die Flasche vor oder nach dem Mensagang aufgefüllt werden können.

Die Portionen in der Mensa werden immer kleiner und die Preise immer höher. Warum?

Die Portionengröße haben wir nicht geändert. Die Preissteigerung ergibt sich aus den aktuell höheren Beschaffungskosten, die wir leider so weitergeben müssen. Man muss auch sagen, dass die Wareneinstandspreise weiterhin steigen.

Warum kosten die Fleischgerichte genau so viel wie die veganen Gerichte?

Das liegt häufig daran, dass die veganen Gerichte Tellergerichte sind und bei den Fleischgerichten für eine vollständige Mahlzeit Beilagen dazu genommen werden müssen. Außerdem kann die Nachvollziehbarkeit manchmal erschwert werden, da wir nicht ausschreiben können, in welchen

Gerichte Produkte mit Bio-Standard verarbeitet wurden. Der Bio-Anteil in der Mensa liegt aktuell bei ca. 20% -vor Corona waren es 29%- und soll wieder ausgebaut werden. Der verringerte Bio begründet sich in erster Linie durch eine erschwerte Beschaffung, dies hat sich durch die Corona Pandemie ergeben.

Warum sind um halb 2 häufig Gerichte schon nicht mehr verfügbar?

Unsere Mensaleitungen schätzen auf Basis früherer Verkaufszahlen, wie viele Portionen wir benötigen. Diese Abschätzung ist gerade durch die Corona-Pandemie noch erschwert, da nur teilweise auf alte Werte zurückgegriffen werden kann. Aktuell testen wir in einer Mensa, wie diese Schätzung mit dem Einsatz von Künstlicher Intelligenz optimiert werden kann. Hinzu kommt, dass wir nahezu täglich Zusatzgerichte im Angebot haben. Diese Zusatzgerichte laufen nicht über die komplette Mittagszeit und sind oft frühzeitig abverkauft. Hintergrund ist, dass wir auch kleinere Warenbestände, die sich unvermeidbar ergeben, verkaufen möchten um möglichst nachhaltig zu handeln.

Wäre es möglich mehr glutenfreies Essen in der Mensa zur Verfügung zu stellen?

Der Ausbau des glutfreien Angebots ist auf Grundlage der geringen Nachfrage zurzeit nicht möglich. Es gibt allerdings unter <https://oldenburg.my-mensa.de/> die Möglichkeit, sich nur Gerichte ohne Weizen, Nüsse etc. anzeigen zu lassen.

Wäre es möglich bessere Fleischersatzprodukte zu verwenden und nicht nur Tofu und Seitan?

Das Problem bei den Fleischersatzprodukten ist die Verfügbarkeit im Großhandel. Viele Fleischersatzprodukte, die es im Einzelhandel schon lange gibt, sind im Großhandel noch nicht verfügbar. Wir prüfen kontinuierlich wie sich die Angebotssituation entwickelt und nehmen dann auch neue Produkte ins Angebot.

Kann das Angebot an veganem Essen ausgebaut werden?

Wir arbeiten schon an dem Ausbau des veganen Essens und probieren dort neue Gerichte aus. Momentan ist die Nachfrage in der Mensa Uhlhornsweg circa 1/3 vegan, 1/3 vegetarisch und 1/3 Fleisch. Das berücksichtigen wir auch bei unserem Angebot.

Wie wird die Schmeckerrolle ausgewertet?

Die Schmeckerrolle wird, wenn sie befüllt ist, auf einem Infoboard in der Küche aufgehängt, damit alle Mitarbeitenden wissen, wie den Besucher*innen das Essen geschmeckt hat.

von dem Referat für Nachhaltigkeit

Frau, Leben, Freiheit

Stellungnahme des AStA zu den Protesten im Iran

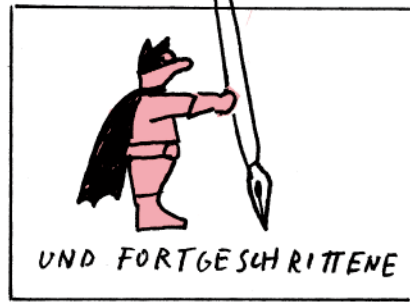


Mahsa Amini, eine 22 Jahre junge Frau, wurde während eines Familienbesuchs in Teheran von der Sitten- und Religionspolizei festgenommen. Grund für die Verhaftung ist ihr „unislamisches“ Outfit gewesen, ein verrutschtes Kopftuch, wodurch man ihre Haare sehen konnte. Laut Pressesprechern des Ayatollah-Regimes ist Amini auf der Polizeiwache angeblich wegen Herzversagens in Ohnmacht und anschließend ins Koma gefallen. Drei Tage später wurde ihr Tod bestätigt. Laut der Familie ist Mahsa Amini eine gesunde junge Frau gewesen, ohne jegliche Herzerkrankungen. Es lässt sich stark vermuten, dass die Sittenpolizei Mahsa auf brutale Art und Weise auf den Kopf geschlagen hat und so Hirnblutungen ausgelöst wurden. Seit dem Femizid an Amini vereinigen sich tausende Menschen und protestieren gegen das iranische Regime. Auf Social-Media schneiden sich Frauen ihre Haare ab, verbrennen ihren Hijab und zeigen so ihre Solidarität. Die Regierung des Iran versucht durch Abschottung des Internets jegliche Information ins Ausland und Kommunikation im Inland zu unterdrücken. Dennoch zirkulieren Videos, die zeigen, wie die Frauen vor Ort ihre Kopftücher ablegen und „Tod dem Diktator“ rufen. Ausgehend davon verbreiten sich die Proteste im ganzen Land. Zentrale Parole der Proteste lautet zan, zendegi, azadi – „Frau, Leben, Freiheit“.

Bei den Demonstrationen geht es nicht bloß um die Abweichung von der Kleiderordnung der Tugendwächter, welches als Staatsverbrechen deklariert wird. Es geht um eine grundlegende Menschenrechtskrise, die aus den realen Folgen von Islamismus und Patriarchat entsteht. Die „un-

sittlich“ gekleidete Frau, Kurd*innen, queere Personen und jene Menschen, die sich gegen das misogynistische, faschistische, rassistische, antisemitische, queerfeindliche und islamistische Regime stellen, müssen mit der Todesstrafe rechnen. Der/Die Gegner_in wird so zum inneren Feind, dem Komplement der Feinderklärung gegen Israel und die USA. Ayatollah Ali Khamenei, der autoritäre Führer des Iran, äußert sich mit Bezugnahme auf bewährte Feindbilder: „Ich sage ganz klar, dass diese Unruhen von den USA und dem falschen zionistischen Regime geplant wurden. Und einige iranische Verräter haben sich bezahlen lassen – dafür, dass sie ihnen helfen.“ Nach fehlender Organisation der Repression gegen die Demonstrationen durch das Ayatollah-Regime, breiten sich die Proteste weiterhin aus. Mit ihnen auch der Straßenterror durch Basij-Milizen, sowie die präventive Verhaftungen von Aktivist*innen. Hengaw, eine kurdische Menschenrechtsorganisation, berichtet von unzähligen Menschen, die bereits festgenommen wurden und deren Verbleib unbekannt ist.

Gleichberechtigte Freiheiten und Rechte der Frau erscheinen selbstverständlich. Unserem progressiven Verständnis nach gelten diese unbedingt. Solidarität gilt also allen, denen aufgrund welcher Wahnvorstellung auch immer diese Freiheiten verwehrt bleiben. Diese Solidarität schert sich nicht um Anmaßung durch Religion, Kultur oder sonstigen Partikularismen. Im Gegenteil, sie muss, nimmt sie ihren Anspruch ernst, genau diese Partikularismen bekämpfen und richtet sich damit gegen die von diesen verübte Unterdrückung als Ganzes. Tod dem islamischen Gottesstaat.



Wann:

Freitag, 27.01 14:30 - 18:30
Samstag, 28.01 11:00 - 17:00

COMIC WORKSHOP



Wo:
Uni Oldenburg

Anmeldung:
bis zum 25.01 an:
info@rabulo.de

Teilnahme: kostenlos.
Plätze: begrenzt.



Von und mit:

Julian Fiebach
(Comicautor, Hamburg)

Ulrich Mathias Gerr
(Redaktion, kleine Weltbühne, Oldenburg)

gefördert durch:



Gegen den Strom

Wir riefen unsere Fragen nie in die Welt und trotzdem bekamen wir Antworten. Antworten, mit denen Stromsparen Gerechtigkeit hervorbringt. Wir sollten den Laptop ausmachen, wenn wir ihn nicht mehr benötigten, schallte es uns entgegen. Wir sollten den Kühlschrank schließen, wenn wir nichts mehr aus diesem bräuchten, tönte es in einem herrlich erzieherischen Timbre. Wie wenig wir gewusst hatten! Wie oft wir gegengesteuert hatten, indem wir, statt die Heizung herunter zu drehen, wenn wir unsere miefigen Kleinstwohnungen verließen, den Kühlschrank gegen die tropische Hitze in unseren großzügig als Altbaulofts vermieteten Räumen offen stehen ließen. Wie wir das flackernde Licht des Computermonitors genutzt hatten, um in unseren nicht kompostierbaren Influencerschundheften zu lesen. Wie wir genussvoll unsere Flugtickets Bremen-Hannover in einen Wegwerfbecher Avocadoerdgas getunkt hatten, lauthals saures CO₂ ausatmend und radioaktiv seufzend: wie schön ist unser sorgenfreies Leben im Wachstum! Wie herrlich es ist, den Kühlschrank als Klimaanlage zu nutzen und die kalte Luft auf dem Balkon mit dem Heizkörper daneben zu erwärmen - weil - wir - es - können! Die nützlichen Hinweise, wie der, dass man doch Mehrfachsteckdosen mit Kippschaltern nutzen sollten, hatten uns nun endlich von all unseren Irrtümern befreit und wir waren dankbar. Dankbar und Budahruhig. Für eine Weile.

Doch die Stimmen, die uns Hinweise gaben, sie wurden leise. Wir verlangten nach mehr. Viel zu wenige Anweisungen wurden uns geliefert in unsere Vielfraßlofts am Fuß des Berges Haarentor, in dem wir unser Leben in spätrömischer Heizdekadenz fristeten.

Die Stimme war leise, aber wir wussten, das hieße nicht, dass unser Ziel schon erreicht war. Weiter sparen, immer weiter. Die Grenze nur der Regenbogen über den Klimacamps. Absolut Null.

Selbst mussten wir nun beraten. Und wir berieten. Selbst mussten wir anweisen. Und wir wiesen an. Mit einem kecken Plan und einem kaum zu erkennenden Grinsen in unseren entschleunigten Mundwinkeln verließen wir die Sitzungen unserer nun vom Kerzenlicht statt der Kühlschrankleuchte erhellten Spargremien. Höret nun, was wir betagten, höret wie wir da weiter sparen können!

Statt warmes Essen werden wir nur noch Kaltes essen! Wie viel Joule bis das Wasser im Kochtopf anfängt zu blubbern? 'Kalt statt warm', fordert der Staat in uns den Staat in euch heraus. Bei einem sind wir uns wohl schon alle einig: Das Ziel unserer Anstrengung, ja unserer Leben, ist ab jetzt, keine unnötige Energie zu verschwenden. Doch wo verbrennen wir Energie? Wo frage ich euch, wird Abends für Abends unschuldiges Joule und Kilojoule auf den Scheiterhaufen der Bodystahlindustrie und der Sexiness-Selbstoptimierung geworfen? Die Antwort wird nicht etwa verborgen, nein sie wird anders gar beworben, "hier am schnellsten Kilojoule

verbrennen" schreien sie mit zynischem Zahnweiß in die Werbejingles unserer kostenlosen Energiespar-Apps. Auf also zu den Frevlerhallen - den Hallen des Individualsports. Fitnesstempel Sünder, erkennt eure Untat! Hört auf, unnötige Energie zu verbrennen. Kein Sport mehr, nirgends! Und wenn ihr nun aber nicht davon lassen könnt, denn wir wissen wie schwach die Energiemörder in uns sind, wir wissen es wohl, wer nicht anders kann, der stelle ein Lastenrad in sein quadratisches Zimmer und fahre auf der Stelle, angeschlossen an den Trafo der Stromliebe. Der Liebe zur Wärme und zur Energie Ausdruck geben, das können wir gutheißen.

Doch erheben wir den Zeigefinger nicht zu selbstgerecht nur gegen die offenkundige Sünde des Sportes. Es beginnt im Kleinen, ja gerade im Kleinen! Viel zu oft etwa ist in Hörsälen und Seminarräumen noch lautes Lachen zu vernehmen. Wer lacht - vergeudet nicht auch dieser Energie? Und sowieso: es gibt nichts zu lachen. Wer nicht lacht, lacht am Besten. Aber es gibt noch so viel mehr. Wenn ihr euch gegen unseren Beschluss doch einmal essen warm macht, ihr Stromhäretiker, legt weitere Gegenstände mit in den Backofen, die später die Heizung ersetzen können: Backsteine, Bettwäsche, mobile Zahnsparungen. Statt alleine zu Hause zu sitzen, geht in fremde, wohlgewärmte Büros und setzt euch mir nichts dir nichts mit an die eh viel zu großen Schreibtische. Und lasst euch eure Haare wachsen, denn wie viel Wärme verlieren wir doch über unsere Kopfhaut. Wartet ihr in der Kälte, zum Beispiel an einer Bushaltestelle, stellt euch sehr eng an Andere, ja mitten in den sichtbaren Atem eurer Mitwartenden. Knoblauch ist Deodorant der Natur. Besorgt euch beim nächsten Kleiderkreisel Kindercappies mit kleinem Windrad oben an, aber biegt das Rad vor euren Mund und schließt dann den Trafo der Energieliebe an, um die ausgeatmete Watt zu nutzen. Kleine Kraftwerke, das sind wir Menschen. Zapfen wir uns an! Speisen wir uns ein!

Kaum erwähnen mehr müssen wir wohl dicke Kleidung, aber ist sie schon dick genug? Und können wir die Zeiträume reduzieren, in denen wir ohne Kleidung sind und erst wieder aufgewärmt werden müssen? Jede Nacktheit kostet Joule. Duschen sind Tabu. Das Private ist nicht mehr länger nur politisch, es ist auch energieverwendend. Kehret wohl bedeckt in die Gemeinschaft der Sparenden ein. Nicht zu vergessen: Verteilt wahllos Ohrfeigen. Solche Schellen erzeugen Reibung, Reibung ist Energie. Steckt euch die warmen Flauschekörper kleiner lebendiger Haus- und Nagetiere als Wärmflaschenersatz in eure Kleidung. Spült in Wohngemeinschaften nur noch einmal am Tag gemeinsam herunter - Wasser ist Energie, Energie ist Leben. Die Wärme der Fäkalien sei euer Genuss. Und steckt euch oft mit Viren an, Fieber erhitzt euch kostenlos.

Wenn ihr dann nachts alleine in der Kälte zittert, wisset, ihr spart Wärme. Und darin sind wir alle verbunden. Da wird einem doch ganz warm ums Herz!

von Bela Goff

Termine

18. Jan.	19:00 h	Kapitaltheorie oder Kapitalkritik? Vortrag mit Frank Kuhne Campus Haarentor
24. Jan.	18:30 h	Razzia in St. Pauli (Werner Hochbaum, 1932) Reihe Philosophie & Film cine k
25. Jan.	20:00 h	Mishima – Ein Leben in Vier Kapiteln (Paul Schrader 1985) Unikino Gegenlicht
27. – 28. Januar		Comicworkshop mit Julian Fiebach Uni Oldenburg Anmeldung: info@rabulo.de
03. Feb.		Zwiegespräch vor der Tür Schauspiel Bühne 1 auch am 09., 11. & 17. Februar
05. Feb.		Träum Weiter Komödie, Bühne 2 Jugendkultur e.V. auch am 10., 14., 18. & 25.02.
07. Feb.	18:30 h	Ich klage an (Wolfgang Liebeneiner 1941) – Vorbehaltsfilm mit Diskussion cine k
08. Feb.	19:00 h	Holy Motors (Leos Carax 2012) Unikino Gegenlicht
08. Feb.	19:00 h	Entgrenzung der Künste und Ideologie – Vortrag mit Maxi Berger Campus Haarentor
15. Feb.	19:00 h	The Meg (Jon Turetaub 2018) Unikino Gegenlicht
21. Feb.	18:30 h	Amira (Mohamed Diab 2021) Reihe Philosophie & Film cine k

Impressum

Allgemeiner Studierenden-Ausschuss (AStA)
Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Uhlhornsweg 49–55, 26111 Oldenburg

Vorstand

Bastian Göbbels, Helena Post, Tarek Probst,
Katharina Corleis und Holger Robbe

vorstand@asta-oldenburg.de

Redaktion

Ulrich Mathias Gerr, Twitter: @hifreaks
kleine.weltbuehne@asta-oldenburg.de

Titelbild Leander Rößler

Layout astadruckerei@uol.de

19. Ausgabe, Winter 2022/23
Auflage 750



AStA der
Carl von Ossietzky
Universität Oldenburg